

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Ernst Decker

Fritz Binde

Ein Evangelist von Gottes Gnaden



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Fritz Binde

(1867—1921)

nimmt unter den Evangelisten der Gemeinschaftsbewegung eine Sonderstellung ein. Eine geradezu leidenschaftliche Liebe zur leidenden und kämpfenden Menschheit trieb ihn, den aus ärmlichen Verhältnissen kommenden Uhrmacher, in die sozialistische Bewegung. Er kämpfte für die Freiheit eines unterdrückten Menschengeschlechts mit den Waffen des Marxismus und Anarchismus. Im Suchen und Ringen nach der Wahrheit wurde ihm schließlich die Erkenntnis, daß am Elend der Menschheit weder die unglücklichen Verhältnisse noch ungerechte und unvollkommene staatliche Einrichtungen schuld sind, sondern daß „die Sünde der Leute Verderben“ ist. Nachdem er durch eine klare Bekehrung das Heil in Jesus Christus ergriffen hatte, stand er mit einer besonderen Rednergabe ausgerüsteter Mann vor den Menschen als Zeuge der göttlichen Wahrheit. Man konnte es Fritz Binde abspüren, wie ihn die Liebe und Barmherzigkeit Christi zum Zeugendienst trieb, und so wurde er für viele ein gesegneter Helfer zu einem Leben in Freiheit und Frieden. Die Lebensgeschichte Fritz Binde ist ein herrlicher Beweis vom Sieg des ewigen Lichtes im Evangelium über die düstere Welt gottferner Menschheitsideale.

**Band 92/93 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Fritz Binde

Ein Evangelist von Gottes Gnaden

Von

Ernst Decker



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
Einleitung	7
Herkunft und Eltern	10
Jugendjahre in suchender Sehnsucht	14
Arbeiten und Forschen	17
Auf fremden Straßen	22
Ein gelehrter Onkel	25
Ein frommer Meister und seine Tochter	30
Finsternis und schwere Kämpfe	34
Vom Uhrmacher zum Kunstschriftsteller	38
Zusammenbruch und Durchbruch	47
Rāmismühle	52
Auf die Höhe	62
Erdenheimat — Himmelsheimat	74
Benutzte Literatur	82

Copyright 1955 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung:

Buchdruckerei Hermann Rathmann, Marburg an der Lahn

Vorwort

Im fünfzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes sagt der Apostel Paulus:

„Denn ich bin der geringste unter den Aposteln,
der ich nicht wert bin, daß ich ein Apostel heiße,
darum daß ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe.
Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin,
und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.“

Das Wort kann man auch über das Leben des Evangelisten Fritz Binde schreiben. Einst ein Feind des Kreuzes Christi, dann durch das persönliche Eingreifen des Herrn in erschütternder Damaskusstunde versetzt in Jesu Königreich, wurde er einer der gesegnetsten Zeugen für diesen Herrn in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts.

Der durch gründliches Denken und Studieren geschulte Menschengestalt wurde zum Werkzeug des Heiligen Geistes; die Gabe der flammenden Rede wurde von Gott gebraucht, Menschen zu gewinnen für Christus. Im Blick auf diese Wandlung, auf die Arbeit im Reiche Gottes mit Zunge und Feder, konnte Fritz Binde es immer sagen:

„Nicht aber ich,
sondern Gottes Gnade, die mit mir ist!“

Das Wort auf seinem Sterbebett: „Wir können nichts, Jesus kann alles!“ war sein Lebensmotto. Darum setzen wir über dieses Lebensbild das Wort:

„Ein Evangelist von Gottes Gnaden.“

Mit großer Dankbarkeit denke ich an die Wochen, in denen ich mich in besonderer Weise mit dem Leben dieses gesegneten Zeugen Jesu Christi beschäftigt habe. Es ist mir dabei erneut bewußt geworden, daß es in dieser politisch so hochgespannten Zeit das Wichtigste ist, den Menschen die alte, ewig-neue Botschaft von dem einen Heil in Jesus Christus zu sagen. Jesus kann auch heute noch Menschen aus materialistischen, anarchistischen oder nihilistischen Strömungen überwinden und sie zu lebendigen Christen und

Zeugen seines herrlichen Namens machen. Die großen Massenbewegungen, die in unseren Tagen unter der evangelistischen Verkündigung des jungen amerikanischen Evangelisten Billy Graham entstanden sind, die Bekehrung von Tausenden und das ganz neue Fragen des modernen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts nach Jesus Christus und seinem Heil sind dafür ein herrlicher Beweis.

So sei auch dieses Buch ein bescheidenes Zeugnis von der Allmacht des ewigen Gottes und von der Erfüllung seines Gnadenwunders im Leben eines Menschen:

„Wo aber die Sünde mächtig geworden ist,
da ist die Gnade viel mächtiger geworden.“

Ernst Decker

Einleitung

1894

In einer großen Stadt des Industrie- und Kohlengebiets in Westdeutschland findet in einem Saal eine Versammlung statt. Leute aus dem Arbeiterstand, Sozialdemokraten, Gewerkschaftler füllen den großen Raum bis auf den letzten Platz. Am Rednerpult steht ein Mann, den man für einen Künstler oder Schauspieler halten könnte. Ein Romantikerkopf mit dunklem Lockenhaar über einer geistig ausgeprägten, edelgeformten Stirn, einem abenteuerlichen Bartwuchs und scharfen, blitzenden Augen hinter funkelnden Kneifergläsern. Der Mann trägt in seinem ganzen Wesen den Stempel eines von tiefer Leidenschaftlichkeit erfüllten Geistesarbeiters. Man merkt es ihm an, daß er ganz erfüllt ist von dem, was er sagt. Mit einer unerhörten Rednergabe zwingt er die Zuhörer in seinen Bann. Die klare und scharfe Stimme erreicht jeden einzelnen in dem großen Raum, aufrüttelnd, packend, bezwingend:

„Ich soll und will, verehrte Genossen, über die Frage reden: Hat die breite Volksmasse die Geistesbildung als politische Ausrüstung nötig? — Und ich will dir und dir sagen: Ohne die innerste Geistesbildung der Massen wird das Freiheitsziel des revolutionären Proletariats überhaupt nicht erreicht werden, denn man ist Revolutionär nicht nach äußeren, sondern nach inneren Gründen! Die Massen werden ohne diese aus sich herausdrängende Geistesverfeinerung bei aller marxistischen Überzeugung ewig und drei Tage unten im Sumpf der kapitalistischen Kühe bleiben! . . . Gehe in die Hütten und Klausen des Proletariats, rufe die heilige Sehnsucht nach Eigenkraft auf, orientiere den Proletarier über seine naturgegebene Menschenwürde, begeistere ihn durch Geistesreichtum und lehre ihn geschichtslogisch denken! . . . Ich sage dir: Solange du dich als Herdentier weißt, bist du der Freiheit nicht wert! Werde ein Herr, ein Gebietender, und du wirst frei sein in allen sozialen und wirtschaftlichen Ketten! Die soziale Frage wird heute eine Brot- und Magenfrage genannt. Es mag etwas dran sein . . . aber ich sage dir: die soziale Frage ist zuallererst eine Geistesfrage; löse diese Geistesfrage, so ist die Brot- und Magenfrage zugleich ge-

löst! Willst du das nicht verstehen, so mag dich meinewegen der Teufel holen; ich will dich in meinem eigenen Freiheitswege nicht mehr sehen, denn du störst mich in meinen tiefsten Gefühlen; du verhöhnst meine eigene abgrundtiefe Liebe zu den Armen, zu den Armen, hörst du: zu den Armen! Nicht zu den Genossen der Papierzettelpartei!“

Die Menge im Saal klatschte begeistert Beifall. Das war etwas ganz anderes als die oft so öden und langweiligen Parteireden, das war eine klare, aufrüttelnde und — gefährliche Sprache. Der Parteivorstand aber, der den Redner berufen hatte, sah unzufrieden drein. So hatte noch nie jemand versucht, in ihr Parteiprogramm hineinzufunken, daß es knisterte und knallte. Dieser Mann mit der kühnen und freien Sprache, der die stumpfe Masse des Proletariats zum Streben nach der Geistesbildung aufrief, wer war das? Nun, er kam aus dem einfachen Arbeiterstand, ein Uhrmacher aus dem Wuppertal. Sein Name: *Fritz Binde*.

*

Jahre später!

Wieder ist in einem großen Saal eine tausendköpfige Menge versammelt. Jetzt sind es Männer und Frauen aus allen Ständen und sozialen Schichten des Volkes vom vornehmen Staatsbeamten bis zum gewöhnlichen Arbeiter. Hier ist eine andere Luft, eine tiefe, ergreifende Stille, in die hinein die werbende, klare Stimme des Mannes am Rednerpult klingt. Das ist keine fanatische, aufpeitschende Rede, aber die Stimme des Mannes mit dem feinen Gelehrtenkopf und den gütigen, strahlenden Augen ist warm, zwingend, durchpulst von einer besonderen inneren Kraft. Die Menschen lauschen ergriffen:

„In der gegenwärtigen sozialen Praxis ist die Schärfe des Interessenkampfes durch die Pflege der schönen Kulturideale bisher um nichts gemildert worden. Der Mensch bleibt Mensch mit allen Eigenschaften seiner unveränderlichen menschlichen Natur. Und doch gibt es eine Kultur der Herzen, die so sicher und solid arbeitet, daß sie sich beinahe unabhängig von jeder übrigen kulturellen Zeitströmung vollzieht. Sie gedeiht

unter jeder Staats- und Wirtschaftsform, bei jedem Volk, jeder Rasse und jeder Klasse. Sie ist an keine Zone noch Grenze gebunden. Auch hat sie weder Besitz noch Bildung zur Vorbedingung und umfaßt sowohl die Jugend als das Alter. Sie bewährt sich in Friedens- und Kriegszeiten, in Reichtum und Armut, in guten und in bösen Tagen. Es ist dies die Kultur der Herzen, die *Jesus Christus*, der unvergleichliche Herzenskündiger und Herzensgewinner, in die Welt gebracht hat . . . Nicht die Ergebnisse menschlicher Gelehrsamkeit, nicht die Worte derer, die sich für weise halten, nicht die Worte der Staatsmänner, nicht die Worte der Dichter, nicht die Worte der Ethiker und Reformen, nicht die Worte der Moraltheologen, nicht die Wortmachereien redseliger Predigtkünstler, nicht Buch- und Zeitungsworte vermögen das menschliche Herz wahrhaft zu kultivieren, das heißt, fruchtbar zu machen für Gott, sondern allein das lebendige Gotteswort, das Gott in seinem Sohn Jesus Christus geredet hat, ist das untrügliche Mittel, unser Herz zu kultivieren . . . Wieviel Menschenworte sind als Rauch und Schall, als Lug und Trug verweht! Jesu Worte aber haben an Lebenskraft und Lebenssaft nichts verloren. Sie wirken heute auf hörende Ohren so unmittelbar göttlich wie damals, wo sie Gott der Welt zum Heil schenkte . . . Siehe, das ist die von Gott in Christo bewirkte Kultur der Herzen, und eine andere gibt es nicht. Du mußt sie erleben, oder dein Leben bleibt trotz aller sogenannten Kulturleistungen unfruchtbar für Gott, und damit unfruchtbar für dich selbst und auch unfruchtbar für die Menschen. Wie wirst du jetzt hinweggehen? Wird göttliche Kulturarbeit an dir geschehen sein? Wirst du das gehörte Wort heimtragen und bewahren in einem guten und feinen Herzen? . . . Was du auch zu tun gedenkst: Gott hat das Seine getan . . . drum gehe jetzt hin, aber Jesu Gleichnis und Jesu Wahrheit und Jesu Frage werden mit dir gehen!“

Hier klatscht keine Menge begeisterten Beifall. Die Menschen gehen still und bewegten Herzens auseinander. Viele haben Tränen in den Augen. Und viele der Hörer, die sich bis dahin in einem verpfuschten Leben abgequält haben, beginnen ein neues Leben in der Kraft des Wortes Gottes.

Wer ist der Mann, der mit geisterfüllter Rede in göttlicher Vollmacht solch einen Einfluß auf seine Hörer ausübt? Nun — es ist derselbe, der vor Jahren mit

revolutionären Ideen die Massen begeisterte, der Uhrmacher aus dem Wuppertal, jetzt ein gesegneter Evangelist und Prediger der göttlichen Wahrheiten: *Fritz Binde*.

Wie kam das Leben dieses Mannes zu einer solchen Wendung? Wer ist er? Aus den unheimlichen, revolutionären Ideen des Anarchismus und Atheismus zum lebendigen Christenglauben, das war ein eigenartiger Weg. Und von diesem Weg, seinen bewegten Anfängen, seinem ringenden Fortgang und seiner gesegneten Entwicklung bis zu einer herrlichen Vollendung wollen wir auf den folgenden Blättern hören.

Herkunft und Eltern

Alle Tage waren auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, als derselben keiner da war.
Psalm 139, 16

Die Wurzeln des Geschlechtes Binde liegen in der Mark Brandenburg, im Flecken Bünde. Bereits der Urgroßvater des Evangelisten Fritz Binde war Uhrmacher gewesen. Die Großmutter entstammte dänischem Adel. Sie war eine sehr energische Frau, die zum Entsetzen ihres Mannes „die Bücher von Jung-Stilling und Lavater und empfindungsreiche Gebetbücher“ las. Ein Sohn namens Robert wurde Oberlehrer und philosophischer Schriftsteller. Otto Binde, Fritz Bindes Vater, hatte von seiner Mutter den idealen Sinn und ein Herz voller Sehnsucht als Erbe mitbekommen. Vom Vater aber hatte er eine heiße Leidenschaftlichkeit geerbt. Unter diesen Widersprüchen seines Charakters hat er sein Leben lang gelitten. Schon als Knabe verließ er ohne Abschied das Elternhaus. Er war klug und tüchtig. Fritz Binde spricht mit Achtung von seinem Vater als von einem Mann mit einem „edelgeformten Angesicht und hinsinnend leuchtenden Augen“. Er rühmt ihn als einen genial begabten Erzähler, der auf seinen

Berufsgängen mit seinen Erzählungen die Menschen ganz in seinen Bann ziehen konnte. Die Bauern ließen ihre Arbeit liegen, um ihm zuzuhören, diesem Uhrmacher, mit dem es kein Pfaff, kein Schulmeister und kein Oberförster im Erzählen aufnehmen konnte. Er machte sich oft die bittersten Vorwürfe, daß er in seiner Jugend seinen Beruf verfehlt habe. Wie gern hätte er studiert, damit etwas Ordentliches aus ihm geworden wäre! In seinem Uhrmacherberuf fand er nie seine volle Befriedigung. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust: ein weiches Gemüt und ein jähes, aufbrausendes Temperament. Über das Erwachen der Natur im Frühling konnte er jubeln wie ein Kind. Wenn er gute Geschäfte gemacht hatte und mit seinem Sohn Fritz über die Berghöhen heimwärts wanderte, dann konnte er unter dem über schwarzen Tannenwäldern sich wölbenden Sternenhimmel mit Tränen in den Augen seinen geliebten Matthias Claudius deklamieren: „Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel, wunderbar“.

Und derselbe Mann, der in solchen Stunden seinem Sohn Fritz die Hand aufs Lockenhaar legte mit der Mahnung: „Fritz, hab deine Mutter lieb, deine Mutter ist gut!“, konnte den Knaben am nächsten Tag in wild aufbrechendem Zorn um eines kleinen Vergehens willen mit dem spanischen Rohr unbarmherzig züchtigen.

Von der Religion wollte er nicht viel wissen. Einmal im Jahre, am Silvesterabend, ging er zur Kirche, achtete aber weder den Pfarrer noch seine Predigt etwas. Gern goß er seinen Spott darüber aus. Und wenn sein Sohn Fritz daheim den Pfarrer nachahmte, wie er auf der Kanzel stand und predigte, hatte der Vater seine helle Freude daran und zahlte ihm zwei Pfennige als Belohnung für den Spaß. Einmal, auf einer Kindtaufe, erklärte er dem Pfarrer, daß er auch an Gott glaube, Jesus Christus und sein Sterben am Kreuz zur Erlösung der Menschheit aber ablehne. Wenn Fritz seine

Aufgaben für den Konfirmandenunterricht laut auswendig lernte, konnte der Vater plötzlich ärgerlich dazwischenfahren: „Unsinn, Unsinn! Maul halten! Will von dem sinnlosen Pfaffenzeug nichts mehr hören!“

Wenn Otto Binde sich auch über solches „Pfaffenzeug“ erhaben dünkte, so stand seine Seele doch unter dem Bann des Aberglaubens. Fritj Binde erzählt, daß sie einmal in eine andere Wohnung umzogen. Als man die ersten Körbe mit Hausrat hinaustragen wollte, ließ der Vater plötzlich alles wieder auspacken. Dann legte er eigenhändig die große Traubibel zuerst in den Korb, tat einen Rest Brot und das Salzfaß hinzu, und dann mußte dieser Korb als erstes in die neue Wohnung getragen werden, „damit es Glück gibt“. Schnitt der Hausvater ein Brot an, so machte er zuvor drei Kreuze darüber, und wenn ihm beim Ausgehen zuerst eine alte Frau begegnete, kehrte er wieder um. Der wißbegierige kleine Fritj, der das alles mit seinen hellwachen Augen beobachtete, fragte die Mutter, warum denn der Vater das tue. „Es ist eben sein Aberglaube“, sagte die Mutter. „Ja aber, Mutterle, warum liest der Vater denn nicht in der Bibel, wenn sie doch Glück bringt?“ — Darauf konnte die Mutter dem Jungen keine Antwort geben.

Das war eben der rätselhafte Widerspruch im Leben des Mannes: die Ablehnung und doch die fromme Scheu vor den heiligen Dingen. So eigenartig war das Leben dieses Mannes, und eigenartig war auch sein Tod. Ein Schlaganfall hatte ihn aufs Sterbelager geworfen. Den in der Ferne weilenden Sohn hatte ein Telegramm heimgerufen. Fritj Binde weilte damals schon im Wuppertal und war seit kurzem verlobt. Mit verlöschender Stimme bat der Vater den Sohn, seine Braut nicht unglücklich zu machen, nicht grob zu ihr zu sein und sie immer liebzuhaben. Und als der Uhrmachermeister Otto Binde kurz danach sein Leben aushauchte, blieb eigenartigerweise der Pendel der Wanduhr plötzlich

stehen. Fritz öffnete sie und fand an der Innenseite einen Zettel mit einem vom Vater stammenden Vers:

„Schlafender Zaubergesang entlocket der Meister
den Saiten,
doch die irrende Hand bringt Mißtöne hervor.
Bald sind die Saiten verstimmt,
die Harfe zersplittert.
So ist dein Leben, o Mensch!
Drum spiele mit Meisterbedacht!“

Ach, auch die Hand, die den Vers geschrieben, war eine irrende gewesen, verstimmte Saiten, ein verfehltes Leben! —

Fritz Binde Mutter, die einer thüringischen Handwerkerfamilie entstammte, war eine äußerst tüchtige und fleißige Hausfrau, klug und sparsam. Ihre praktische Art regierte den Haushalt, daß er bei aller Sprunghaftigkeit des Hausherrn immer in Ordnung blieb. Mit einem sanften und friedlichen Wesen regierte sie ihren unruhigen Gatten und machte ihm sein Heim lieb. Ihre Frömmigkeit bewegte sich in einer traditionellen Form. Sie glaubte an einen „lieben“ Gott, las Bibel und Gebetbuch und hielt auch die Kinder zum Beten an, obwohl auch ihr Leben unter dem Schatten von Ahnungen und Aberglauben stand. Den wahrhaft persönlichen Glauben an das Heilsgeschehen Gottes in Jesus Christus hat sie wohl erst in jenen Jahren erlebt, wo sie im Hause ihres Sohnes Fritz lebte. Mit 77 Jahren durfte sie dort im Frieden heimgehen.

In Coburg in Thüringen wurde am 30. Mai 1867 der Familie Binde das vierte Kind geschenkt, ein Sohn, der in der Taufe den Namen Fritz erhielt. Einige Jahre nach der Geburt dieses Kindes siedelten die Eltern nach Neustadt über, einem kleinen, wunderschön gelegenen Städtchen des Thüringer Waldes. Hier verlebte Fritz seine Jugend.

Jugendjahre in suchender Sehnsucht

Ich suchte den, den meine Seele liebt, aber ich
fand ihn nicht. Hohelied 3, 1

Fritz Binde hatte von seinem Vater einen unbändigen Drang nach Wissen geerbt. Schon in frühester Jugend konnte er gereimte Verse vortragen. Als ihm jemand sagte, daß er das wohl von seinem gescheiten Vater habe, erklärte er selbstbewußt: „Nein, das habe ich von mir selbst!“ Daneben war seit früher Kindheit in ihm ein starker innerer Drang, vom „lieben Gott“ zu hören. Der Lehrer in der Schule verstand es leider nicht, die Kinder, und besonders dieses eigenartige Kind, in der rechten Weise zu leiten. Der mit einer feinen Beobachtungsgabe ausgerüstete Knabe suchte darum seine Sehnsucht in den Geheimnissen der Natur zu stillen. Er beobachtete die Käfer und Schmetterlinge und liebte die farbenprächtigen Blumen über alles. Lange konnte er den hohen Himmel mit den weißen, ziehenden Wolken anstaunen und dabei vom lieben Gott und seinem wunderbaren Walten träumen. Und ein drängendes Suchen nach Gerechtigkeit und Wahrheit war in diesem jungen Menschenherzen.

Malchen, das kleine Schwesterchen, lag schwerkrank darnieder. Da betete Fritz leidenschaftlich um Genesung. Gott sollte ein Wunder tun. „Wenn ich beim Springen bis auf jenen Stein komme, lieber Gott, dann soll mir das ein Zeichen sein, daß du meinem Malchen hilfst!“ So rief der Junge aus, und mit einem festen Sprung erreichte er den bezeichneten Stein. Sein Herz jubelte, sein Malchen würde gesund werden. Aber das Malchen starb. Und der neunjährige Knabe in seinem tiefen Schmerz haderte mit Gott. „Entweder bist du, Gott, grausam oder ohnmächtig. Oder du bist überhaupt nicht!“

Bei den Weihnachtsvorbereitungen hatte die Mutter gesagt, daß er nur nicht durch das Türfenster spähen solle, weil ihm das Christkind sonst die Augen aus-

kratte. Der wißbegierige Knabe konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er schob vorsichtig den Vorhang beiseite und schaute ins Weihnachtszimmer. Da war nun kein Christkind zu sehen, und den Christbaum schmückten die Mutter und die Schwester. Das gab eine tiefe seelische Erschütterung, nicht wegen des fehlenden Christkindes, sondern weil sein geliebtes Mutterle die Unwahrheit gesagt hatte.

Sein Sehnen nach der Lösung des Rätsels vom „unbekannten Gott“ wurde weder im Elternhaus, noch in der Schule, noch später in der Konfirmandenzeit gestillt. Der ehrwürdige Herr Superintendent, zu dem er in den kirchlichen Unterricht gehen mußte, war ein Mann der Orthodoxie alter Richtung, streng lutherisch, der seine Hauptaufgabe darin erblickte, die Kinder neben dem Katechismus viel Bibelsprüche und Gesangbuchlieder auswendig lernen zu lassen. Das fiel wohl dem aufgeweckten Sohn des intelligenten Uhrmachermeisters nicht so schwer wie den anderen Jungen; doch bekannte er später: „Wie große und kleine Garben wurden die langen oder kurzen Bibelsprüche in die Dreschmaschine meines Kopfes hineingesteckt. Ich sah nur die Länge oder Kürze der Sätze, hörte nur das Geklapper und Geplapper, mit dem die Worte durch meine Zähne und über meine Lippen liefen, freute mich nur über die Menge des mühsam gedroschenen Stroh, aber die Körner suchte und sah ich trotz meines Gottsuchens nicht. Der Massenunterricht und die maschinelle Massenarbeit meines Kopfes machten mich doppelt verwirrt. So fielen die nahrhaften Körner wie durch eine verborgene, feine, automatisch wirkende Tätigkeit meiner Seele vorläufig nach innen in ein tiefes, warmes, bergendes Dunkel. Da blieben sie viele Jahre wie etwas Fremdes, Hartes, Schweres, das mich zuweilen wie eine Krankheit belästigte, nutzlos liegen.“ —

Ja, so lagen diese nahrhaften Körner des ewigen Lebensbrot, kostbares Gotteswort in Liedern und

Bibelsprüchen, in seinem Inneren, quälend und leblos. Doch sollte einmal eine Zeit kommen, wo sie aufwachen würden zu Glut und Leben, um im heiligen Dienst für Jesus Christus und sein Reich weitergegeben zu werden an viele heilsverlangende und erlösungsbedürftige Menschen.

Trotz des trockenen, schematischen Unterrichts hatte Fritz Binde in den Tagen seiner Konfirmation ein starkes inneres Erleben. Es bestand die Sitte, am Tag vor der Einsegnung bei Eltern, Lehrern, Paten und Seelsorgern zu erscheinen und sie für alles, dessen man sich an ihnen verfehlt hatte, um Verzeihung zu bitten. Während nun die meisten Kinder diese Angelegenheit schnell und leichthin so nebenbei erledigten, entstand in der Seele des Knaben Fritz Binde ein Sturm innerer Not. Schuld um Schuld stieg vor ihm auf, er kam sich wie ein Verlorener vor, fühlte Gottes Zorn über seinem Leben und schrie zu Gott um Hilfe und Vergeltung. In dieser inneren Not trat wie eine Vision das Bild des Heilandes vor seine Seele, wie er unter grünen Palmenzweigen auf der Eselin in Jerusalem einzieht. Es war ein Bild aus dem Gebetbuch seiner Mutter. Und unter diesem Eindruck zog ein süßer Friede in sein Herz. Er hatte plötzlich die Gewißheit, daß ihm seine Sünde vergeben sei. So kam es, daß alle, vor die er zur Abbitte kam, fast erschrocken waren von der Innigkeit seines Wesens. Die Predigt des Superintendenten, die ihn sonst so gleichgültig gelassen hatte, erschütterte ihn zu Tränen. Ohne jegliche Zweifel sagte er den Glaubensartikel auf. Er spürte in Einsegnung und Abendmahl die heilige Nähe seines Gottes. Die Menschen seiner Umgebung merkten diese Veränderung, der Vater sagte zur Mutter: „Was hat der Pfaff nur mit dem Jungen angefangen! Er ist wie umgewandelt und nötigt mir geradezu Respekt ab.“

Aber es war noch nicht Gottes Stunde im Leben von Fritz Binde. Gerade unter dem harten und jähzornigen

Wesen des Vaters zerbrach dieser schöne und verheißungsvolle Anfang wieder. Zweifel setzten sich fest in seinem Herzen, um dieses suchende, stürmische Herz noch fast zwei Jahrzehnte in Banden zu halten. Es sollte erst noch durch ganz tiefe Dunkelheiten und Gottesfernen gehen, bis das Wort im Leben von Fritz Binde zur Erfüllung kommen sollte, das ihm am Tage der Konfirmation als Einsegnungsspruch von seinem Seelsorger mit auf den Lebensweg gegeben wurde: „So lasset uns nun hingehen mit wahrhaftigem Herzen in völligem Glauben, besprengt in unseren Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser; und lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißten hat!“ (Hebr. 10, 22. 23).

Arbeiten und Forschen

Der Mensch kann doch nicht treffen das Werk,
das Gott tut, weder Anfang noch Ende.

Pred. 3, 11

Fritz Binde hatte von der Mutter die Gabe des Malens und Zeichnens geerbt und wäre gern Maler geworden. Ein Arzt, der ihn wegen einer Halsentzündung behandelte, sah seine Malereien und meinte, sein Talent sei es wert, weiter ausgebildet zu werden. Mit Genehmigung des Vaters nahm Fritz bei einem städtischen Zeichenlehrer Unterricht. Bei einer Schülerausstellung wurden drei Zeichnungen prämiert. Eine kurze Lehre bei einem Dekorationsmaler folgte, und als fernes Ziel winkte die Kunstakademie in Düsseldorf.

Da verlegte der Vater sein Geschäft nach Sonneberg, einem aufstrebenden Industrieort im Thüringer Wald. Er brauchte in seinem Geschäft Unterstützung und bestimmte kurzerhand, daß sein Sohn Fritz in das väterliche Geschäft eintrete. Ade, Traum vom Künstlertum! Der junge, freiheitsdurstige Mensch war künftig an

den Werk Tisch gefesselt, und sein ganzes Tun wurde vom strengen Auge des Vaters überwacht, der sich vorgenommen hatte, seinen Jungen, der jetzt in den Flegeljahre steckte und den Kopf voll dummer Ideen hatte, zur Raison zu bringen.

Nun, der junge Uhrmacher muß doch wohl nicht so ganz dumm gewesen sein; denn der Vater konnte ihm bald Gehilfenarbeiten anvertrauen. Da viel Kundschaft in den umliegenden Dörfern wohnte, mußte Fritz oft weite Wege machen, um die Uhren abzuholen und abzuliefern. Und auf vielen stillen Wegen brach immer wieder die Gottessehnsucht in ihm auf, wenn auch die junge Seele in allerlei Zweifelsnöten gefangen lag. Er erzählt später, wie er an einem Heiligen Abend einen Kameraden ein Stück zum Städtchen hinaus begleitete. Auf dem Heimweg mußte er plötzlich mitten im Menschengewühl der Straße stehenbleiben und zum Nachthimmel emporschauen. Da klang ihm die Zeile eines Liedes durch die Seele:

Heil'ge Nacht, auf Engelsschwingen
nahst du wieder dich der Welt!

Es war ihm, als müsse er die niederschwebenden Engelsschwingen erkennen, als müsse er es dem Himmelsboten sagen: „Führe mich, bewahre mich, denn mir ist bange!“ Als er dann daheim mit der Schwester zusammen den Christbaum geschmückt hatte, stand er noch lange am Fenster seiner Kammer, um nach dem dunklen Himmel und den Engelsschwingen auszuschaun. Aber es blieb noch immer beim Suchen und Sehnen, es sollte noch weite und dunkle Umwege geben bis zum Heimfinden zum rechten Ziel.

Eines Tages entdeckte der Fünfzehnjährige im Schaufenster einer Buchhandlung eine ganze Reihe blaugrauer Bücher mit dem Titel: „Das Wissen der Gegenwart“. Da schlug eine Flamme in ihm auf. Das war's! Ein Wissender wollte er werden. Die Geheimnisse des Lebens wollte er studieren. Und nun opferte er jede

Mark seines mühsam verdienten Taschengeldes diesen Heften. Was der blasse und wissenslüsterne Uhrmachergeselle da in langen Nächten und einsamen Stunden in sich hineinlas, war alles andere denn wirkliche Wissenschaft. Das war zwar alles sehr bunt und interessant, was da von der Sonne und den Planeten, von der Erde, vom Bau und Wachstum der Pflanzen, von der Geschichte der Tiere, vom Werden und von der Entwicklung des Menschen zu lesen war. Aber es war eine Wissenschaft des Atheismus auf der Grundlage: Es gibt keinen Gott! Er hat in der Wissenschaft keinen Sinn und Platz. Es gibt nur eine belebte Materie. Und dieses Wissen der Vernunft, der rein materiellen Welt, das war das Wissen der Gegenwart. Was für einer Gegenwart? Der Gegenwart, in der die Ideen der Proletarierrevolution von Karl Marx und August Bebel in die Massen geschleudert wurden: „Fort mit der Religion! Weg mit Gott! Es lebe die Vernunft! Fort mit dem König! Es lebe die sozialistische Republik!“ Und das war es, was in der Seele des jungen Uhrmachers ein Echo fand. Er, der selbst in Armut aufgewachsen war, dessen brennendster Wunsch, zu studieren, durch die Mittellosigkeit des Vaters unerfüllt blieb, der von früh bis spät eingespannt war in die Treitmühle der Arbeit und doch keinen Erfolg sah, sagte später: „Ich hatte bald heraus, daß dieser mir entsetzlich unheimliche August Bebel es mit der Sache der Armen fürchtbar ernst nahm.“

Wo blieb da die fromme Welt, die ihn in der Stunde der Konfirmation zum Weinen gebracht hatte, die ihm aus den Bildern und Bibelsprüchen des Gebetbuches seiner Mutter entgegenleuchtete? Sie versank, und mit ihr der Glaube der Kindertage. Er las im „Wissen der Gegenwart“ bis in die Nächte hinein, verschlang wahllos ein Heft nach dem anderen, wurde darüber zum kranken Träumer, der die Arbeit am Werkstisch müde und unlustig tat. Und das verbitterte den Vater, so

daß er ihm voll Zorn seine Bücher um die Ohren schlug. Da erwachte in dem blassen Jüngling neben dem Drang nach Wissen eine andere Sehnsucht: Fort von zu Hause, wo man ihn nicht verstand! Hinaus in die Welt, in die Freiheit! Er entschloß sich, so bald wie möglich das Elternhaus zu verlassen, um unabhängig und frei zu werden.

Der Hauswirt des Uhrmachers Binde war Klempnermeister und stellte eines Tages einen neuen Gesellen ein, einen jener Tippelbrüder, die den ganzen Kontinent zu Fuß bereisen. Fahrrad, Auto, Motorrad gab es nicht, man wanderte. Und dem stubenblassen Fritze gingen die Augen fast über, als der junge Blechschmied von seinen Reisen erzählte und auf der Landkarte den Weg bezeichnete. Mehr als dreimal hatte er ganz Europa durchwandert, von Norwegen nach Sizilien und von Holland bis Österreich. Wie lauschte da Fritze Binde dem Erzähler mit Bewunderung und Sehnsucht! Und diesem Burschen erzählte er nun von seinem Wissensdrang und zeigte ihm die graublauen, zerlesenen Hefte vom „Wissen der Gegenwart“. Das war etwas für den weitgereisten und originellen Tippelbruder.

„Fritze heeßte, nich wahr? Ich heeße Otto, Otto Memmler. Unn wir beede geheern von nun an zusamm. Siehste, Fritze, das iß nu man so: Du bist een Genie! Du verdienst in der ganzen Welt dein'n Groschen. Du mußt unbedingt weg aus dem Kaff hier. Dein Vater iß een Grobian, was willst dich von dem weiter kujoniern lassen? Die Welt wart't auf dich! Du gehst mit mir, wir machen zusammen in die Schweiz! Ich geheere auch zu die Wissenschaftler. Ich studiere Chemie, unn besonders Alchimie, unn wir erfinden das ‚Perpetuum mobile‘ unn mach'n Gold. Schau her!“ Damit zog er eine ganze Anzahl chemischer Handbücher hervor, die er offenbar irgendwo antiquarisch erworben hatte. „Fritze, die Welt iß groß genug für dich unn du bist groß genug für die Welt! Du kommst bald mit mir!“

Sie unterhielten sich auch über die Gottesfrage.

„Otto, glaubst du eigentlich an Gott?“

„Hm, weeßte, Fritze, es wäre ja scheen, wenn es eenen Vater im Himmel unn ooch so wat wie eenen Erlöser gäbe, aber — — na dett iß ja gründlich abgetan. Die Wissenschaft, Fritze, die hat es nu mal bewiesen, een for allemal bewiesen, daß dergleichen nischt iß als eene abgeblühte menschliche Idee. Verstehste, Fritze?“

O ja, der junge wissensdurstige Uhrmacher verstand. Und es kam der Tag, wo er die Fesseln der strengen väterlichen Zucht abstreifte und das Elternhaus verließ. Der Vater durfte diesen Schritt vorher nicht wissen, er hätte ihn nicht ziehen lassen. Von der Mutter gab es einen Abschied unter Tränen. Der Siebzehnjährige, der im September 1885 das Heimatstädtchen in den Thüringer Bergen verließ, schrieb ein Gedicht, in dem er das Schicksal anklagt, das ihm die Heimat nahm. Grolend „streckt er die Hand zum Himmel und fleht um Rache“, um dann in wehen Abschiedsschmerz überzugehen:

Und zwischen allem steht der Mutter Bild,
der Mutter Sorgen und der Mutter Schmerzen.
Zum letztenmal gedrückt die teure Hand,
zum letztenmal geruht an ihrem Herzen.

Der Woge des Lebens vertrau ich mich an.
Mag mich das Schicksal verschlagen und werfen
auf des Unglücks öden Strand:
finden muß ich überall
unser aller Heimatland.

„Unser aller Heimatland“ — er sollte es da draußen irgendwo in der Ferne finden. Aber anders, ganz anders, als er es im wilden Wanderdrang seines jungen Lebens erträumte. Er ahnte es nicht, daß dieses Heimatland, von dem der Apostel Paulus sagt: „Das Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie, das ist unser

aller Mutter“, auch seine Mutter werden sollte, die das unruhige und zweifelnde Kind einmal umschließen würde mit ihrem Frieden, um es dann als einen „Boten des Friedens“ auszusenden in eine friedlose Welt. Nein, das ahnte Fritz Binde nicht. Und an dem Tage, an dem er heimlich das Vaterhaus verließ, schrieb er in sein Taschenbuch:

„Ein sehnd Schweifen und irrend Suchen,
ein spärlich Reifen und weh Verfluchen,
ein banges Lauschen und lichtvoll Finden,
ein froh Vertauschen und trüb Entschwinden,
ein friedlich Neigen und wohligh Dämpfen,
ein jäh Aufsteigen zu wilden Kämpfen.“

Auf fremden Straßen

Und der Herr führte sie einen richtigen Weg.
Psalm 107, 7

Nun lag also die Welt vor ihm. Über die Berge der geliebten Thüringer Heimat zog er hinaus und wartete in einem Bergdorf bei Otto Memmlers Verwandten zwei Tage auf seinen wunderlichen Gesellen. „Gott weuß, warum mer so unsted unn flüchtig sinn“, sagte der, als er ankam, „aber loofen, loofen, das liegt mer eemol im Blute.“

Sie wanderten ins Bayrische hinüber und dann westwärts durch das liebliche Maintal. Fritz Binde lernte bei seinem Wandergenossen das Betteln, den listigen Umgang mit Gendarmen und Behörden, das rechte Auftreten in den Herbergen, überhaupt alles, was zu einem zünftigen Wanderburschen gehört. In den Dörfern gab es ab und zu Uhren zum Reparieren, was einen willkommenen Zehrpennig zur Reise einbrachte. Am dritten Tag schloß sich ihnen ein Unbekannter an, der einen sehr ernsten und traurigen Eindruck auf sie machte, so daß sie ihm heimlich den Namen „Der Schwermütige“ gaben. Dieser Mann, der weder Schnaps

trank noch bettelte, übte einen wohltätigen Einfluß auf die beiden „Weltverbesserer“ aus. Sie teilten Geld und Brot mit ihm, und bei einer neunstündigen Wanderung durch den Spessart stützten und trugen sie den Mann, der mit seinen wunden Füßen nicht mehr gehen konnte. Dadurch wurde der Schweigsame gesprächiger und ließ sie einen Blick tun in seine verschlossene Welt. Er war früher Bankdirektor in Westfalen gewesen, hatte infolge unseliger Familienverhältnisse Unterschlagungen begangen und war nach Belgien geflohen, wo er als kaufmännischer Angestellter sein Geld verdient hatte. Diese Stellung hatte er wieder verloren, nach langer Irrfahrt durch Frankreich und die Schweiz trieb es ihn jetzt heimwärts. Vielleicht wartete das Zuchthaus auf ihn.

Fritz Binde war von dieser Lebensbeichte zutiefst erschüttert. Dies um so mehr, als er merkte, wie dieser Mann in dem unbedingten Glauben stand an einen lebendigen Gott, der auch sein verfehltes Leben wieder zurechtbringen werde. Es war ihm nicht entgangen, daß der ernste Mann oft, wenn er sich unbeobachtet wähnte, die Lippen im Gebet bewegte. In einer Kneipe, wo ein wildes Volk zusammen war, wo Flüche dröhnten und Messer blitzten und Flößer und Holzknechte über die Handwerksburschen herfallen wollten, und in einer anderen Herberge, wo mitten in der Nacht ein Mensch im Säuferwahnsinn zu toben begann, genügten die Nüchternheit und würdevolle Ruhe des „Schwermütigen“, diese rohen, unglücklichen Menschen zur Ruhe zu bringen. Das machte besonders auf den jungen Uhrmacher einen tiefen Eindruck.

In Frankfurt erlebte Fritz Binde die Enttäuschung, daß Otto Memmler, der mit ihm in die Schweiz hatte wandern wollen, bei einem Handwerksmeister in Homburg Stellung annahm und sich von ihm trennte. Das war bitter. Und hier hatte er im Schlafsaal der Herberge jenes sonderbare Erlebnis, das er später noch oft erwähnt hat.

Mitten im Stimmengewirr des großen dunklen Saales sprach eine einzelne Stimme plötzlich von der Bibel als der einzigen zuverlässigen Offenbarung Gottes und von Jesus Christus als dem Lamm Gottes, das die Sünde der Welt getragen habe. „Ich bin durch Jesus Christus von meiner Sündennot erlöst und kann nun ohne ihn nicht mehr leben.“ Dieses ruhige Christuszeugnis reizte den jungen Uhrmacher zum Widerspruch. Ärgerlich sagte er in das Dunkel hinein:

„Ich glaube weder an die Bibel noch an den Sohn Gottes. Das ist mittelalterlicher Unsinn. Ich glaube nur an die Wissenschaft.“

Sofort kam aus dem Dunkel die feste und starke Antwort des Unbekannten: „Dann werden Sie in Ihren Sünden bleiben und entweder darin verderben, oder Gott wird Sie erfassen und durch viel Elend hindurch zum Glauben bringen. Und dann werden Sie Ihre Worte von heute abend bitter bereuen.“

Fritz Binde lachte höhnisch und schief dann ruhig und ohne Bedenken ein.

In Wetzlar fand Fritz Arbeit. Er verabschiedete sich von dem „Schwermütigen“, und dabei kamen ihm die Tränen. „Wir werden einander nie vergessen. Gott befohlen!“ sagte der ernste Westfale zu ihm und humpelte auf seinen wunden Füßen davon. Vielleicht würde am Ende seines Wanderweges schwere Zuchthausstrafe stehen. Fritz hatte das Empfinden, daß dieser Mann ihn sehr zum Guten beeinflußt hatte, und darum fiel ihm der Abschied besonders schwer.

Die Zeit in Wetzlar war nicht schön. Sein Meister bezahlte ihm nur das Kostgeld und beutete seine Arbeitskraft aus. Und als eines Tages Otto Memmler wieder auftauchte und ihn verführen wollte, mit nach Italien zu tippeln, konnte er nur schwer widerstehen. Der Meister legte ihm fünf Mark monatlich zu, sein Verhältnis zu ihm und den Kostleuten besserte sich. Dazu hatte er sich die 40 Bände „Wissen der Gegen-

wart“ von zu Hause schicken lassen und begann wieder an seiner geistigen Fortbildung weiterzuarbeiten.

Dennoch befriedigte ihn seine Stellung nicht auf die Dauer. Auch um seiner äußeren Existenz willen strebte er nach einer besseren Arbeitsmöglichkeit. Ein Bekannter, mit dem er in freien Stunden Mathematik und Physik trieb, und der sich viel darauf einbildete, ein „Atheist“ zu sein, riet ihm, sich auf die Arbeitsangebote in der Fachzeitung zu melden. Das tat er, und da bot sich ihm gleich eine gute Arbeitsgelegenheit im Wuppertal. Er nahm an.

Das Wuppertal war im ganzen Lande verschrien als die Gegend der „Mucker“ und „Frommen“. Beim Abschied in Wetzlar wurde Fritz Binde von seinen Kollegen gewarnt, er solle nur aufpassen, daß er nicht im frommen Wuppertal unter die „Mucker“ gerate. Fritz hatte für diese Warnung nur Spott übrig. Eine junge Diakonisse aber, die eben aus dem Wuppertal kam, sagte dem jungen Spötter:

„Vielleicht führt Gott Sie darum ins Wuppertal, daß Sie ihn dort finden und ein sogenannter Mucker werden.“

Diese Prophezeiung sollte sich insoweit erfüllen, daß Fritz Binde im Wuppertal zwar kein „Mucker“, aber ein lebendiger, fröhlicher Christ und Zeuge des Heilandes geworden ist.

Ein gelehrter Onkel

Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie . . . nach der Menschen Lehre . . .
Kol. 2, 8

Im schönen Bergischen Land fand Fritz Binde in der Stadt Barmen eine bedeutende Verbesserung seiner äußeren Lage: gute Arbeit, freie Station und 36.— Mark monatlichen Lohn. Er konnte sich neu einkleiden und sich selbst und seinen Neigungen leben. Frei-

lich, eine innere Befriedigung fand er nicht. Er sagte später, daß es „ein Leben in der Wüste schaler Witgemacherei und Wirtshausgemütlichkeit“ gewesen sei. Seine geistige Weiterbildung durch das „Wissen der Gegenwart“ lag vorläufig ganz darnieder.

Zwei Begebenheiten traten hier bestimmend in sein Leben. Das erste war, daß er hier zum erstenmal seine besondere *Rednergabe* entdeckte. Es war auf einem Stiftungsfest des Elberfelder Gehilfenvereins im Januar 1887. Fritz Binde, Schriftführer und stellvertretender Vorsitzender des Barmer Gehilfenvereins, hatte die Aufgabe, die Gratulation der Barmer Kollegen auszusprechen. Er tat dies in einer so schwungvollen Rede, daß man ihn begeistert zu dieser ersten öffentlichen Rede beglückwünschte. Die anwesenden Prinzipale schüttelten ihm für die in der Ansprache ausgesprochene Verherrlichung des Berufes die Hand. Er selbst war von seinem Erfolg so hingenommen, daß er einen Bericht an seine Eltern schrieb, in dem es hieß: „Ihr könnt stolz auf Euern Jungen sein! Die Bindes sind doch noch Kerle, wenn sie auch kein Geld haben!“

Dieser Abend hatte übrigens noch ein eigenartiges Nachspiel. Unter den Männern, die den sich an seinem Erfolg berausenden Uhrmacher nach Hause begleiteten, befand sich ein kleiner Sachse. Dieser hinkte an seine Seite und sagte: „Ja, Sie haben da eine schöne Rede zum Lobe unseres irdischen Berufes gehalten. Aber kennen Sie denn auch unseren himmlischen Beruf, daß wir Gottes Kinder werden sollen durch den Glauben an unseren Heiland Jesus Christus? Sehen Sie, den kennen Sie nicht! Nun, die anderen kennen ihn auch nicht. Aber nun fragen Sie einmal einen von ihnen, ob er Frieden hat! Keiner hat Frieden! Und Sie haben auch keinen Frieden! Ich wollte Ihnen sagen, daß Sie sich bekehren müssen. Das mußte ich Ihnen sagen, sehen Sie!“

Dieses in unverfälschtem sächsischen Dialekt vorge-

tragene Bekenntnis bewirkte bei Fritz Binde, daß er sich mit einem katholischen Kollegen zu einem interkonfessionellen Bündnis zusammenschloß. In den Leitsätzen dieses Bündnisses heißt es, daß „das Dasein eines persönlichen Gottes nicht für unmöglich gehalten wird, das kirchliche Dogma beider Konfessionen als überwunden gilt, und daß man versuchen will, auf den Spuren des Wahren, Guten und Schönen dem unbekanntem Gott näherzukommen“.

Welch ein Tasten und Suchen und Streben nach hohen und schönen Zielen in immer neuen Versuchen, aus einem oberflächlichen und leeren Leben sich emporzurichten zu schönen und edlen Idealen! Und in diesem Streben fand Fritz Binde nun einen besonderen Freund und Helfer. Das war das zweite, für seinen inneren Entwicklungsgang wichtige Erlebnis seiner Barmer Zeit.

Von Verwandten in Mülheim (Ruhr) wurde Fritz eingeladen zu einem Besuch. Hier in Mülheim traf er mit einem Verwandten zusammen, mit seinem Onkel Robert Binde, einem Gymnasialprofessor und philosophischen Schriftsteller, einem Mann von bedeutendem Wissen und großer Herzensgüte. Es gab ein langes und ernstes Gespräch zwischen dem fast sechzigjährigen Gelehrten und dem neunzehnjährigen Uhrmacher. Dieses Gespräch hat Fritz Binde in seinen wichtigsten Einzelheiten festgehalten.

Der gelehrte Professor erklärte seinem wissensdurstigen Neffen, daß man das Dasein Gottes weder logisch noch absolut wissenschaftlich beweisen könne. Ein persönlicher Gott ist ein Bedürfnis des Gemüts und Gegenstand des Glaubens. Es gibt aber eine absolute allgemeine Vernunft; denn die Welt mit ihren Gesetzen und die Natur mit ihren Erscheinungen funktionieren vollständig vernünftig. Ohne eine allgemeine Weltvernunft in absolutem Ausmaß — die man „Gott“ nennen kann — ist die Ordnung, in der sich alles bewegt, undenkbar. Diese Erkenntnis wird mir durch

mein Bewußtsein vermittelt. Ein zur Vollkommenheit entwickeltes Selbstbewußtsein ist daher unfehlbar. Im allgemeinen Menschengestalt erkenne ich mein Selbst, und die Ergebnisse des kosmischen Geistes sind die meinen. Der Weltgeist, der kosmische Geist, der in mir selber zur Funktion gekommen ist, ist Gott, und mein Glaube ist der Beweis für seine Existenz. Gibt es aber diesen Gott, dann gibt es auch jene geheimnisvolle Hand, die über menschliche Willkür unseren Lauf bestimmt.

Dem jungen Uhrmacher leuchtete das ein, aber eine volle Lösung seiner Fragen war ihm noch nicht geworden.

„Ist diese göttliche Weltvernunft nun gleichbedeutend mit dem Gott der Bibel?“ fragte er seinen gelehrten Onkel.

Die Bibel ist das ehrwürdigste aller Bücher und stellt einen wundervollen Ausschnitt aus der religiösen Entwicklung der Menschheit dar, erklärte Professor Robert Binde. Sie bedeutet eine besonders reiche und sinnvolle Offenbarung der göttlichen Weltvernunft, ist aber selber ein Entwicklungsprodukt. Das Gesetz der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit läßt aber keinen Stillstand zu. Der biblische Gottesbegriff ist nur ein rückwärts liegender Teilbegriff. So bleibt zum Beispiel die rückständige Annahme eines „Sündenfalls“ und einer durch übernatürlichen Eingriff Gottes zu bewirkenden Erlösung und Versöhnung, die Annahme einer zerrissenen Weltordnung als Reich Satans und Reich Gottes und deren Reparatur durch göttliche Gnade für den heutigen Gebildeten völlig ausgeschlossen.

„Und was ist es um Jesus Christus? Wie wäre seine Erscheinung auf Erden zu deuten?“ fragt Fritz Binde.

„Nun, zur absoluten Weltvernunft gehört auch das Ergebnis der sittlichen Idee. Durch und an Jesus Christus ist die sittliche Idee als eine göttliche, Welt und Tod überwindende Macht im Menschen geoffenbart

worden. Der Sieg der Vernunft und Freiheit auf dem Leidensweg im Zeichen des Kreuzes.“

Jetzt stellt Fritz Binde die Frage, in der sich die ganze Not seines jungen Lebens offenbart:

„Liegt in diesem Sieg der Vernunft auch die Gewähr für den Sieg über die Sünde in meinem eigenen persönlichen Leben?“

In seiner längeren Antwort auf diese Frage meint der Onkel, daß es eigentlich nur eine Sünde gäbe, nämlich die Unvernunft. Dem Menschen steht die Freiheit zum Guten und zum Bösen offen. Solange er nach den Gesetzen der Vernunft im Sinn der Wohlfahrt seiner Mitmenschen lebt, lebt er gut. Verläßt er den Boden der Vernünftigkeit und Allgemeinwohlfahrt, dann lebt er böse . . . Auf der Linie der Erziehung zur Weltvernunft liegt die Erlösung von der Sünde. Der Mensch glaubt an sich selber und also an den Gott, an die Weltvernunft in sich. Weil er aber inmitten einer Gesellschaft von Menschen lebt, glaubt er auch an die Menschheit. Menschenverbrüderung, Humanität, Liebe von Mensch zu Mensch, das ist höchster Grad der sozialen Vernunft, der Sittlichkeit, des Christentums. Ein wunderbar erhabener Gedanke, eine wundertätige Religion, ein wunderbares Christentum! Der Mensch als Bruder des Menschen, der gut ist, weil er den Bruder liebt, das ist die einzige Religion, an der die Welt genesen wird. Bin ich weltvernünftig, dann bin ich ein Gotteskind. Aber ein Philister ist, wer sich nicht vom Licht der ewigen Vernunft hinnehmen läßt. —

So die Ausführungen des gelehrten Onkels und Professors Robert Binde. —

Und diese Idee der Weltvernunft und Menschenverbrüderung fand stürmische Zustimmung des Neffen. Damit meinte er jetzt, den „unbekannten Gott“ gefunden zu haben. Ein Missionar der Vernunft und Humanität wollte er werden.

Diese Gedanken, die ihn nun Tag und Nacht beschäf-

tigten und seine Seele durchstürmten, brachten ihn dahin, daß er am Werkisch nicht mehr bei der Sache war. Sein Prinzipal nannte ihn einen „Träumer“, seine Kollegen verachteten ihn als einen hochmütigen Menschen, weil er ihre leichtsinnigen Lebensgewohnheiten nicht mehr mitmachte. Barmen wurde ihm verleidet, und er sann darüber nach, weit fortzugehen und zur Erweiterung seines Wissens andere Länder und andere Menschen kennenzulernen. Er bewarb sich um Stellen in Belgien und Süddeutschland. Besonders nach Belgien wäre er gern gegangen. Von beiden Stellen aber kamen Absagen. Auf eine weitere Bewerbung nach Wald bei Solingen kam eine Zusage. So brach er seine Tätigkeit in Barmen ab und ging nach Wald. Und es war die suchende und vorlaufende Gnade Gottes, die den jungen Apostel der Humanität und Vernunftreligion in das kleine, schieferbeschlagene Haus des Uhrmachermeisters Kortenhaus führte.

Ein frommer Meister und seine Tochter

Erwählet euch heute, wem ihr dienen wollt!

Jos. 24, 15

Von seiner neuen Arbeitsstelle schrieb Fritz Binde bereits nach einer Woche in einem Brief an seine Eltern:

„Ich versichre Euch, ich habe mich seit Jahren nie so wohl, so innerlich zufrieden gefühlt wie in diesen Tagen. Ich lebe hier wie Gott in Frankreich. Als einziger Gehilfe werde ich ganz als Familienglied betrachtet. Ich kann mir keinen gemüthlicheren Prinzipal als Herrn Kortenhaus vorstellen. Er ist leider ein religiöser Orthodox sondergleichen; er handelt aber auch so, wie er denkt. Sein ganzes Wesen ist Aufopferung und Liebe. Kein böses Wort, keine Leidenschaft reißt ihn hin; er ist ein wahrer Christ. Ich fühle mich hier wie zu Hause; ich habe ein trauliches eigenes Zimmer, in welchem ich mich nach meinem Geschmack eingerichtet habe. Das Essen ist famos; man wäscht mir mit im Hause, putzt mir die Stiefel, kurz, ich werde behandelt wie ein hoher Besuch. Eine liebenswürdige siebzehnjährige Tochter spielt ausge-

zeichnet Klavier, und ich habe mich bereits als Schüler angemeldet und hoffe mit der Zeit noch Klavier spielen zu lernen. Mit Herrn Kortenhau lerne ich abends Stenographie und nebenbei Schach spielen. Ich werde hier ein recht häusliches, idyllisches Leben führen und den hohlen Trubel der Großstadt bald vergessen.“

Ja, da lebte nun dieser junge, idealistische Fritz Binde, der Mann mit den humanistischen Ideen und Weltverbesserungsplänen einer vernunftgemäßen Religion in diesem pietistisch-frommen Hause. Er konnte sich der wundersamen Stille und Harmonie eines christlichen Familienlebens nicht entziehen. Da waren die regelmäßigen Tischandachten des Hausvaters, der sonntägliche Kirchgang, der als etwas Selbstverständliches galt. Fritz Binde nahm das alles ohne Widerrede an, so daß die Familie Kortenhau in ihm einen religiösen, christlichen jungen Mann sah, der mit in den Geist des Hauses gehörte. Fritz Binde hat es später immer wieder betont, daß er sich damals nicht der Heuchelei schuldig gefühlt habe. Er sei einfach überwältigt gewesen von der Güte dieser Menschen, und er habe es nicht fertiggebracht, einer solchen Liebe und Güte gegenüber rücksichtslos und undankbar zu sein.

Dann aber kam es, daß den unruhigen jungen Mann, in dessen Seele so viel unruhiges Stürmen und Drängen war, und dessen Geist sich in den wirren Linien einer absoluten Diesseitsreligion bewegte, eine tiefe Liebe ergriff zu Anna Kortenhau, der Tochter des Hauses. War es zunächst wirklich nur das schöne Klavierspiel, das ihn anzog, so daß er oft mit bewegtem Herzen stehen und lauschen konnte, so wurde doch dem jungen Mann nach und nach bewußt, welch eine goldtreue Seele in der Stille dieses christlichen Hauses erblühte in kindlicher Unschuld, Natürlichkeit, Reinheit und Frömmigkeit. Dazu war Anna mit ihren dunklen Augen und dem vollen runden Gesicht ein hübsches Mädchen. Solch ein liebliches Menschenkind war dem jungen Uhrmacher bis dahin nicht begegnet. Es war

kein Wunder, daß er in Liebe zu ihr entbrannte. Ein Vierteljahr nach seinem Einzug ins Uhrmacherhaus in Wald waren Fritz Binde und Anna Kortenhaus ein glückliches Brautpaar.

Herr Kortenhaus hatte keinen eigenen Sohn, der einmal das Geschäft hätte übernehmen können. So freute er sich an dem Glück des jungen Paares und gab sein Jawort zu der Verbindung. Der Gehilfe hatte sich so in die christliche Ordnung seines Hauses eingewöhnt, daß er das ganze Vertrauen dieser gütigen Menschen genoß, und seine jugendliche Braut liebte ihn mit einer großen, reinen und starken Liebe.

Freilich mußte in der Seele des jungen Bräutigams nach und nach eine innere Not erwachen. Er sah und erlebte in diesem Hause etwas von der Kraft und dem Frieden des Christentums, von dem unbedingten Glauben an die Wahrheiten der Bibel. Wenn er diesen Glauben, diesen Frieden doch auch hätte! Aber so leichten Kaufes wollte und konnte er seine unter schweren inneren Kämpfen errungene Vernunftreligion und seine rationalistischen Erkenntnisse nicht preisgeben. Liebe und Ehrfurcht zu dem frommen Meister und den Menschen seines Hauses hatten manches in ihm zurückgedrängt. Er war aber ein zu eigenwilliger und starker Charakter, als daß er seine Überzeugung ohne weiteres gegen den Bibलगlauben eingetauscht hätte. Und es kam eine Stunde, wo es durchbrach.

Anna, seine Braut, war der erste Mensch dieses Hauses, der von dem wahren Zustand seines Innenlebens erfahren sollte. In einer Plauderstunde traulichen Zusammenseins am Klavier gestand er seiner Braut, daß er nicht an Jesus Christus als den Gottessohn glaube. Anna war entsetzt. „Nie nehme ich einen Ungläubigen, am allerwenigsten einen Heuchler!“ sagte sie unter Tränen zu ihrem Verlobten. Aber sie konnte sich auch nicht von ihm lösen, das Band ihrer Liebe war zu stark. So blieb dieses schwere Geheimnis vorläufig nur zwi-

schen den beiden, aber auf dem Glück der jungen Brautleute lag doch ein Schatten.

Um diese Zeit war es, daß ein Telegramm den Bräutigam heimrief an das Sterbebett des Vaters. Von dem, was ihn dort erwartete, ist bereits gesagt worden: von der Bitte des Sterbenden, doch seine Braut nur ja liebzuhaben und sie nicht unglücklich zu machen. Und auch von dem Vers in der stumm gewordenen Uhr, der da redete von der „irrenden Hand, die Mißtöne den verstimmtten Saiten und der zersplitterten Harfe entlockt“. Da ging ein Sturm innerer Not durch Fritz Binde hindurch. Was war es mit seinem Lebenslied? Wenn die Hand des Vaters eine irrende gewesen war, konnte es bei ihm, dem Sohn, anders sein? Konnte er sich herauslösen aus seiner ihm gegebenen Art? War sein Leben im frommen Haus in Wald, sein Verhältnis zu den bibelgläubigen frommen Menschen nicht schon ein Mißklang, eine zersplitterte Harfe mit verstimmtten Saiten?

Als er zurückkehrte, kam wieder eine notvolle Stunde für die Liebenden. Es war ein sonniger Maienmorgen. Anna war ihrem Verlobten bis vor die Stadt entgegengegangen. Ihre Großeltern hatten in der Nähe einen Bauernhof, dort wollten sie einen Besuch machen. Unterwegs fragte ihn die Braut nach dem Sterben seines Vaters, und wie die Mutter es ertragen habe. Als Fritz ihr gestand, daß das Sterben für die Mutter eine Erlösung bedeutet habe, sagte Anna nach einer schweren Pause: „Ich weiß es längst; wer euch heiratet, wird unglücklich.“ Und sie weinte.

„Sollen wir denn auseinandergehen?“ fragte Fritz.

Anna sah ihn still an. „Ich kann dich nicht mehr lassen“, sagte sie. — „Und ich dich auch nicht“, antwortete er. So gingen sie miteinander ihren Weg in ihrer inneren Not. Über den beiden jungen Menschenkindern aber stand das Leuchten der Maiensonne als ein Wunder des ewigen Gottes, der aus starrem Eis und harter Frostnacht Frühling und neues Leben schaffen kann.

Finsternis und schwere Kämpfe

Wir harren aufs Licht, siehe, so wird's finster, —
auf den Schein, siehe, so wandeln wir im
Dunkeln. Jes. 59, 9

Fritz Binde fing an, sich wieder in das „Wissen der Gegenwart“ zu vergraben. Er versäumte den Gottesdienst am Sonntagmorgen. Vater Kortenhause fand seinen Gehilfen in seinem Zimmer über seinen Büchern und erkannte bald, daß das, was Fritz hier trieb, eine „Wissenschaft ohne Gott“ sei. Es gab eine erregte Auseinandersetzung. Der fromme Mann wollte diese Bücher unter keinen Umständen unter seinem Dache dulden. Der verblendete Gehilfe aber erklärte, wenn seine Bücher hinausmüßten, dann ginge er mit. Da fand sich der stille Mann damit ab. Es kam vor, daß Fritz den erfahrenen, gläubigen Meister von seinen religionsphilosophischen und naturwissenschaftlichen Theorien überzeugen wollte. Dann schüttelte Kortenhause still den Kopf und sagte: „Ich halte mich an meine Bibel. Sie hat mich noch nie betrogen. Ich will, um des Herrn und um der Anna willen, mit dir Geduld haben, bis du es einsehst. Und — du wirst es einsehen!“

Aber bis dahin sollte es im Leben des jungen Mannes noch durch schwere Dunkelheiten und bittere Kämpfe gehen. Er wurde weitergetrieben auf der Bahn des Unglaubens. Zunächst wurde er Mitglied im Lesekreis eines Freidenkervereins. Mit diesem Schritt betrat er eine Lebensrichtung, die er nun, allerdings in allerlei Abwandlungen und Variationen, dreizehn Jahre lang gehen sollte.

Im Lesezimmer des Vereins fand er in langen Bücherregalen die Propheten der modernen, gottfeindlichen Wissenschaft. Darwin, Haeckel, Büchner, Moleschott, Feuerbach, Voigt, das waren die Geistesheroen, deren Schriften im Freidenkerverein gelesen wurden. Und was redeten hier die einfachen Männer für eine Sprache?! Das waren die „aufgeklärten Arbeiter“. Da sprach ein

einfacher Messerschmied über Variabilität, Urschleim, Protoplasma, Monere, Amöben, Deszendenz, Gasträden, Onto- und Philogenie, Embryonen usw. Kultursprache moderner Kulturgeister, das geistige Rüstzeug, das den modernen Menschen zum Philosophen machte. Hier waren die Straßen, auf denen Millionen moderner „Sklaven“ emporsteigen konnten ins Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Fritz Binde las und las, kaufte immer neue Bücher und machte so viel Bücherschulden, daß sein Einkommen auf Monate schon ausgegeben war. Sämtliche Werke von Feuerbach, dazu alles, was er bekommen konnte an naturgeschichtlicher und philosophischer Literatur. Ludwig Büchner, den Vorkämpfer des Materialismus in Deutschland, den Verfasser des Buches „Kraft und Stoff“, lernte er kennen. Der wurde ihm vollends zum Verhängnis. Hatte er bis dahin immer noch an eine Gottesoffenbarung im Rahmen einer höheren Weltvernunft geglaubt, so wurde er nun belehrt, daß die bewegte und in Bewegung befindliche Materie alles sei, daß die Welt sich nach den ihr innewohnenden unänderlichen Naturgesetzen bewegt. Damit wurde der letzte Gedanke an den „unbekannten Gott“ begraben. „Gott ist nichts als die Selbstidealisierung des Menschen“, hatte Binde bei Feuerbach gelesen. So war er also bis dahin in seinem Gottsuchen nur seinem eigenen Spiegelbild nachgelaufen? In einem plötzlich ausbrechenden Zorn über sich selbst setzte er nun Gott endgültig ab und schrieb:

„Es gibt keinen Gott außer als törichte Idee!
Der Gott der Religionen existiert nicht!
Der Gott der Philosophie existiert nicht!
Der Gott der Bibel existiert nicht!
Mein Gottsuchen ist beendet! — — —“

Kann aber ein solches Leben des Strebens und der Sehnsucht nach Wahrheit ohne Gott existieren? Es dauerte nicht lange, da merkte Fritz Binde, welch eine ent-

setzliche Leere in sein Leben gekommen war. Er begann „inwendig zu frieren“, wie er später einmal gesagt hat. Das Gerede von den „immer wieder zerstörenden und immer wieder gebärenden Kräften des ewigen Werdens und Vergehens da draußen im Weltall“ konnte ihn unmöglich befriedigen. Und sein Herz sehnte sich nach einem wirklichen praktischen Lebensideal, an das er sein Leben ganz hingeben könne.

Um diese Zeit erhielt er einen Brief seines einstigen wunderlichen Gesellen Otto Memmler. Der schrieb aus der „freien Schweiz“ und berichtete ihm, daß er sich jetzt ganz der sozialdemokratischen Idee verschrieben habe. Befreiung des Proletariats aus den Klauen des Kapitalismus war seine Parole geworden. Und nun rief er seinen einstigen Wandergenossen Fritz Binde dazu auf. „Mein lieber Junge“, so schrieb Memmler, „ich denke an Deine große Begabung, und daß Du solltest nicht so bei dem frommen Krauter verhunzt werden, sondern solltest mithelfen an der großen Sache und schleunigst hierherkommen, wo Dich edle Genossen im Streite für wahre Menschlichkeit mit Freuden empfangen werden. Von München aus wirst Du Schriften bekommen. Lies und verbirg sie gut, weil das arme Deutschland noch so unter dem Ausnahmegesetz schmachten tut, und schreib mir bald, daß Du kommst!“

Nach diesem Brief begann Fritz Binde das sozialdemokratische Parteiblatt zu lesen und sich mit den Werken von Marx und Engels zu beschäftigen. Ein Herz für arme und unterdrückte Menschen hatte er immer gehabt, nun fiel er dieser neuen Idee leidenschaftlich zu. Das war nun eine Sache, des Lebens und des Kampfes wert. Er wollte mitbauen helfen an einem Himmel auf Erden, in dem es anstatt Unterdrückung und Ausbeutung soziale Gerechtigkeit und Brüderlichkeit geben sollte.

Um diese Zeit kam es im frommen Uhrmacherhause zu einer erregten Auseinandersetzung. Anna Kortens-

haus, die längere Zeit auswärts in einer Pension gewesen war, kehrte zurück. Fritz bangte vor dem Augenblick, wo er ihr würde bekennen müssen, daß er Atheist und Sozialist geworden sei. Daß er Mitglied eines Freidenkervereins war, hatte sie schon gehört. Unter Tränen bat sie ihn, davon abzulassen, ihr und dem Vater zuliebe. Er aber behauptete, daß er das nicht könne, er müsse diesen Weg gehen. Da sagte sie ihm in höchster Erregung, daß sie ihn nie heiraten könne; sie wolle keinen Mann, der ihren Vater zugrunde richtete.

Und der, um den es jetzt ging, der alte fromme Vater, hatte diese Auseinandersetzung vom Nebenzimmer aus gehört. Er trat hinzu und beschwichtigte seine Tochter: „Anna, laß den Herrn nur machen!“

„Ich kenne keinen Herrn als nur die Wahrheit“, sagte Fritz Binde gereizt. Und sein Meister erwiderte mit ruhiger Stimme: „Da tust du recht daran; aber das sollst du wissen, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, die Wahrheit ist, und sonst keiner mehr!“

„Das sind Wahnideen!“ schrie Fritz Binde ihn an. Bei diesem Wort geschah es zum erstenmal, daß diesen frommen Mann die Ruhe verließ und ihn der Zorn so packte, daß er sich mit geballten Fäusten auf seinen Gehilfen stürzen wollte. Schreiend warf die Braut sich dazwischen. Das brachte den Vater wieder zur Besinnung. Mit verlöschender Stimme sprach er noch von seiner Liebe zu dem verführten und verblendeten Fritz und bat seine Tochter unter Tränen, doch nur den Schritt in seine Welt des Unglaubens nicht zu tun.

Anna Kortenhaus aber konnte sich nicht lösen von ihrem Bräutigam. „Ich darf dich auch um deiner selbst willen nicht verlassen“, sagte sie zu ihm. „Dann gehst du ganz zugrunde.“ Und Fritz sah den Kampf des jungen Mädchens zwischen dem geliebten Vater und ihm, dem atheistischen Bräutigam. Er erschrak über das Unheil, das er in das friedliche Haus getragen

hatte. War es nicht besser, wenn er ging, fort aus diesem Hause, fort — aus dem Leben? —

Vater Kortenhaus blieb trotz allem freundlich zu seinem Schwiegersohn und beschloß, den jungen Leuten im benachbarten Vohwinkel zunächst ein eigenes Geschäft einzurichten. Bei der Besichtigung der neuen Wohnung erkältete er sich und erkrankte so schwer, daß er selbst merkte, daß er bald sterben müsse. Und nun wollte er, daß die jungen Leute ihre Hochzeit feierten, solange er noch am Leben war.

Am Krankenbett des frommen Uhrmachermeisters fand die Trauung statt. „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!“ lautete das Wort, das der Geistliche über diesem Ehebund bei der Einsegnung aussprach. Als sich die junge Frau dann weinend über den Schwerkranken beugte, sagte er leise zu ihr:

„Nimm deinen Glauben mit, Anna!“

„Das will ich auch!“ sagte sie fest und bestimmt.

Da atmete er auf. „Dann ist mir nicht bange. Dann wird alles gut.“

Kurze Zeit danach starb der fromme Mann; sein letztes Wort an seine Tochter war: „Grüß mir den Fritz!“

Fritz Binde hat später in Erinnerung an das Sterben seines Schwiegervaters in einem Gedicht seinen inneren, zerrissenen Zustand dieser Tage mit den Worten geoffenbart: „Dürftest du wider mich aufstehn, du ungewolltes, böses Geschehn, du tödliches Verwunden —: wohin sollte ich gehen in meinen Jammerstunden . .?“

Vom Uhrmacher zum Kunstschriftsteller

. . . und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis . . . und hätte der Liebe nicht . . .

1. Kor. 13, 2

Fritz Binde war noch keine vierundzwanzig Jahre alt, als sein Schwiegervater starb und er mit seinem jungen Weibe der Besitzer eines schönen Uhren- und

Goldwarenladens war. Die ganze Einrichtung des schönen Geschäfts war ein Geschenk des Verstorbenen. Das Geschäft ging gut. Sollte es nun nicht so weitergehen können, daß er als ein ruhiger Bürger brav und treu seine Kundschaft bediente und sich als nützlich Glied einfügte in die konventionellen Formen der bürgerlichen Gesellschaft?

Nein! Als er noch ein Junge war, hatte die Frau eines Meisters von ihm gesagt: „Ein Rebell bist und bleibst du!“ Fritz Binde war ein Mensch, der stürmisch und fanatisch die Wahrheit suchte. Und so mußte er eben aus einem Schiffbruch in den anderen geschleudert werden, bis er die eine Wahrheit fand, die der Welt nur in Jesus Christus gegeben ist. Es sollte sich an ihm das Bibelwort erfüllen, daß der Herr es den Aufrichtigen gelingen lässet. Er sollte zum Ziel kommen, wenn auch auf allerlei Umwegen.

Fritz Binde hatte gar bald erkannt, daß die Mitglieder des Freidenkervereins diesen Verein nicht aus Überzeugung gegründet hatten, sondern weil sie ein ungebundenes Leben liebten. Bei einem Stiftungsfest, auf dem er einen schwungvollen Vortrag über das antike Freidenkertum gehalten hatte, endete der Abend in Trunkenheit und Schlägerei. Noch glaubte er, diese Auswüchse seien nur das traurige Resultat eines in schwerer Arbeit versklavten Proletariats. Würde man ihren Lebensstand bessern, dann würden sie anders werden: freier, edler und geistiger. So schrieb er in der sozialdemokratischen Presse einen Artikel über „Menschentum“, in dem er sich als Anhänger von Karl Marx bekennt und die Forderungen aufstellt: gleiche Teilnahme an den Lebensgütern für alle durch Regelung der Produktion, Aufhebung der Privilegien des Privatbesitzes usw. Er wurde bekannt; das, was er in flammender Rede und zündenden Schriften ins Volk schleuderte, konnte seine Wirkungen nicht verfehlen. Sein Name kam sogar auf die Liste der Reichstagskan-

didaten. Aber je länger er auf diesem Wege fortschritt, desto mehr packte ihn das Grauen vor der Wirklichkeit alles dessen, was hier in dunklen Tiefen verborgen strömte. Er predigte die Liebe zum unterdrückten Volk und mußte erkennen, mit welch unsauberen Methoden und Machtmitteln etwa bei den Reichstagswahlen auch in der Sozialdemokratie gearbeitet wurde. Auch mußte er es erleben, daß die Arbeiterschaft, die ihm, dem Besitzer des feinen Uhrenladens, das Wort vom „armen Proletarier“ sowieso nur schwer abnahm, ihre althergebrachten Methoden, durch Stimmzettel und Streiks zur Macht zu gelangen, nicht preisgeben wollte. Da löste Binde sich von ihnen und trat aus der Sozialdemokratischen Partei aus.

Aber sein Weg ging weiter. Er wollte nun einmal der armen geplagten und versklavten Menschheit ein Diener sein zu höheren und besseren Zielen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sollten keine leeren Schlagworte für ihn sein. So kam er zum Anarchismus, von dem er meinte, daß er „freie Menschen in einer freien Gesellschaft“ schaffe. Doch unterschied er sich auch hier von Anfang an wiederum von den Methoden des revolutionären Anarchisten, dem jedes Mittel recht ist, der sogar vor dem Attentat nicht zurückschreckt, wenn damit den Zielen der Partei gedient ist, und der in der „Freiheit“ den Umsturz der bestehenden Ordnungen sieht. Binde schrieb: „Im Gegensatz zur Parteiknechtschaft, unter der sich jeder einem sogenannten Parteiprinzip, einer Parteidisziplin, hinter der in Wirklichkeit die Macht einzelner Personen steht, beugen muß, im Gegensatz zur Majoritätswirtschaft, welche die Menschen rein arithmetisch vergewaltigt, im Gegensatz zur zentralisierten Macht und Gewalt überhaupt gilt es, die Befreiung des Individuums zum Ausgangspunkt aller sozialen Bestrebungen zu machen. Auf Grund der Dezentralisation, der persönlichen Selbsterziehung und Selbstbefreiung, des eigenen Wirkens und Wollens soll

sich die Gemeinschaft entfalten. Der freie Mensch in der freien Genossenschaft ist das soziale Zukunftsbild, in dem die dunklen Farben der zentralisierten, nach Sieg und Beherrschung lüsternen Macht ausgelöscht sind.“

Diese geistige Entwicklung hatte ihre entscheidende Ursache in dem rastlosen Streben und Studieren des eigenwilligen Uhrmachers und Volksredners. Von Büchner und Marx war er zu Nietzsche und Kant vorgegangen. „Menschen, welche die Notwendigkeit ihres Wollens sich selber diktieren, das sind — Anarchisten“, schrieb er in seiner „Ethik des Anarchismus“. Der Bruch mit der Sozialdemokratie hatte für ihn zugleich die Lösung vom Materialismus zur Folge. Der durch seinen sittlich-freien Willen sich selbst bestimmende freie Mensch in einem freien Zusammenschluß, das war nunmehr das Ideal, für das er kämpfen zu müssen glaubte. In den Jahren 1895—1898 schrieb er viele Aufsätze darüber, die er im „Sozialisten“, dem Organ für Anarchismus-Sozialismus, veröffentlichte.

Diese geistige Linie der „Innenkultur“ behagte aber den Parteimännern des Anarchismus nicht. Sie erblickten darin eine Geringschätzung der aktiven Ziele des Anarchismus. Man warf ihm vor, daß er kein Verständnis für das hungernde Volk habe, für die physische Not der Arbeiterschaft. Und da Fritz Binde niemals ein Mensch gewesen ist, der sich in der Verfolgung seiner Ziele nach irgendeinem Parteiprogramm gerichtet hat oder gar so tanzen konnte, wie man ihm vorpiff, so peitschte er seine Antworten auf diese Anwürfe in einer schonungslosen Sprache offen heraus: „Wer dem Proletariat immer nur den Kochlöffel vor das Gesicht hält, ist sicher ein Demagoge, der es auf den eigenen Bauch abgesehen hat. Der ehrliche Mann wird keinem Klassengelüste schmeicheln, sondern den Menschen für die Zukunft aus allen Zonen zu gewinnen suchen. Wem das zuviel ist, der bleibe beim Kochlöffel,

aber den Mosesstab, der die Quellen der Zukunft springen läßt, hat er damit sicher nicht in Händen.“

Der Mann, der nach seinem eigenen Worte „lieber für die Innenkultur der Menschheit kämpfte als für die Erreichung bloß äußerer Wirklichkeiten“, mußte in den Reihen der revolutionären Anarchisten ein Fremder bleiben. Zwar fand er hier Männer von ehrlichem Wollen und aufrichtigem Streben, aber im letzten Grunde blieb Fritz Binde auf diesen Wegen ein Einsamer. Von entscheidender Bedeutung wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Oberstleutnant Moritz von Egidy, der sich die Verbreitung eines undogmatischen Christentums und die Versöhnung der sozialen Klassen zur Aufgabe gemacht hatte. Dem Einfluß dieses Mannes ist es zuzuschreiben, daß er sich langsam wieder auf sich selbst zu besinnen begann. Er erblickte in diesem Mann, den er vom ersten Augenblick an leidenschaftlich liebte, das Ende der bloß exklusiven, bloß verneinenden anarchistischen Bewegung. Vielleicht hätte Binde in Verbindung mit von Egidy den Weg zu einer schöngeistigen religiösen Reformbewegung gefunden. Er kämpfte nach seinem Austritt aus der anarchistischen Bewegung im Jahre 1898 für Moritz von Egidy, um diesen edelgesinnten Mann in seiner Reichstagskandidatur zu stützen. Es gab eine Niederlage: Egidy's 4000 Stimmen standen 16000 für den revolutionären Gegenkandidaten gegenüber. Daran zerbrach der alte Soldat. Er starb in bitterer Enttäuschung an gebrochenem Herzen.

So kam die Zeit im Leben Fritz Bindes, daß er zurückfand von Materialismus und Politik in eine persönlichere Welt. In einem Aufsatz über Büchner heißt es: „Wir sind mählich daran, uns aus einer uferlosen objektiven Weltbetrachtung zu der Tatsache unseres persönlichen Lebens zurückzuretten. Wir entdeckten unsere Schöpfermächtigkeit. Wir sind von Fixsternen und Nebelhaufen, von Atomen und Molekeln heimgekehrt zu der Macht unserer eigenen Seele.“ Damit be-

schritt Fritz Binde einen ganz neuen Weg, den Weg der Kunst. Und, wie es nicht anders möglich war bei diesem Mann, auch diesem Weg gab er sich mit voller Leidenschaftlichkeit hin. Was er schrieb und was er vortrug, war immer mitreißend und packend. Zunächst war es noch ein Suchen und Tasten, ob er nicht auch zum Dichter berufen sei, und manches Gedicht seiner Feder zeugt davon, wie ihm auch hier besondere und gute Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung standen. Richard Dehmel ging damals als neuer Stern am Dichterkimmel auf, und Fritz Binde trat mit ihm in Verbindung. Dehmel schätzte seine besondere Begabung aber doch wohl richtiger ein, wenn er an Binde schrieb, daß ihm nicht die Form des Dichters und Künstlers, sondern mehr des Schriftstellers und Redners gegeben sei. So schrieb Fritz Binde über Fragen der Kunst. „Arnold Böcklin, der Künstler und Erzieher“ und eine Besprechung von Dehmels „Lebensblättern“ machten seinen Namen bekannt. Ein Kreis bekannter Künstler und schöngeistiger Menschen begann sich um ihn zu sammeln. Neben Richard Dehmel sind zu nennen der Philosoph und spätere Professor Ludwig Woltmann und der Schriftsteller Wilhelm Schäfer, der in seiner neugegründeten Zeitschrift „Rheinlande“ eine Novelle von Fritz Binde aufnahm: „Der Berg der Verheißung“. Neben seinen Vorträgen in Bürger- und Freidenkervereinen oder in gemieteten Sälen schrieb Binde Rezensionen von Kunstausstellungen, Theaterkritiken und Aufsätze über Kunst. „Die Weltanschauung der modernen Kunst“, „Die Erlösung durch die Kunst“, „Zukunft und Erhaltung der Kultur“, „Erfülltes und Werdendes in der Literatur“, „Ibsens letztes Werk: Wenn die Toten erwachen. Ein dramatischer Epilog“, dazu viele Arbeiten über Nietzsche, Tolstoi, Ibsen, von Egidy und den amerikanischen Philosophen Henry David Thoreau machten den Namen von Fritz Binde bald zu einem Begriff in der Kunstwelt.

Bis zum Jahre 1900 war Binde noch in seinem Geschäft geblieben; man kann sich denken, welches Riesenmaß an Arbeit damit auf ihm lag. Er litt unter seinem Uhrmacherberuf und sagte zu seinem Freund Ommerborn: „Die ganze Welt liegt im argen; die Not der Armen ruft mich mit Millionen Notschreien zu Hilfe, und dabei bin ich hier an meinen miserablen Werk Tisch geschmiedet, buchstäblich wie ein Gott an den Felsen. Uhren flicken für Krethi und Plethi; ich verliere noch den Verstand bei dieser Flickerei!“ Das war ein Wort aus der Zeit, in der er sich noch der Politik verschrieben hatte. Als Schriftsteller und Kunstreferent konnte es nur noch schlimmer sein. Er war mit seinem guten Herzen auch nicht der Geschäftsmann, der die nötigen geschäftlichen Forderungen stellen konnte. So gab er seinen Uhrmacherberuf auf und lebte seinem Schrifftum.

Ein buntes und bewegtes Leben spielte sich damit in seinem Hause ab. Viele Menschen kamen, ihn zu sehen und zu sprechen. Künstler, Gelehrte, Philosophen, Schulmeister, nicht nur aus dem Wuppertal, sondern auch von auswärts, Menschen mit Rang und Namen verkehrten bei ihm. Dieses Umworbensein, diese Ehre hätten ihn, den unstudierten einfachen Mann, stolz machen können. Aber er seufzte darunter. Es war eine innere Unzufriedenheit da, und er war und blieb auch hier ein Einsamer.

Und die Menschen seines Hauses?

Seit Jahren lebte seine Mutter bei ihm. Was der Knabe Fritz der Mutter einst versprochen hatte: wenn sie einmal allein sei, wollte er sie zu sich holen und liebhaben bis an ihr Ende, das löste er ein. Treu stand sie der jungen Hausfrau und Mutter in ihren Arbeiten zur Seite. Und das war gut so. Denn diese Frau und Mutter ging einen schweren Weg an der Seite ihres rast- und ruhelosen Mannes. Es war schwer, den Glauben inmitten diesem Meer von Weltlichkeit und moder-

ner, christusloser Kunst nicht zu verlieren, jenen Glauben, den sie dem sterbenden Vater bekannt hatte, und mit dem auch der Vater von ihr gegangen war. Gewiß, wahrer Glaube muß durch Proben, muß warten können, aber das ist doch manchmal sehr schwer, und Frau Anne seufzte wohl oft: „Wie lange noch, ach Herr, wie lange noch?“ Und dennoch, in allen Tagen, in denen die Verzagtheit kommen wollte, bei aller schweren inneren Not und Anfechtung — sie hielt aus. Sie bewirtete die vielen Gäste, spielte ihnen vor, opferte Zeit und auch Geld, denn das väterliche Erbe mußte immer wieder helfen, wo die Honorare ausblieben oder mager ausfielen. Sie erzog die Kinder in Gottesfurcht und Ehrfurcht vor dem Vater, sie opferte sich auf für den ruhelosen, heißgeliebten Mann in dem Bewußtsein, daß er sie jetzt nötiger brauche als je zuvor. Welch ein Martyrium muß es für diese fromm erzogene, betende, ringende Frau gewesen sein, dieses Leben ihres Mannes zwischen den Menschen, die der Freund des Hauses, Ommerborn, in seinem Buch über Fritz Binde mit folgenden Worten geschildert hat:

„Die Allerfreiesten, diese nie Unfreien, die Herren und Verhältnissebauer, diese höheren Industrieritter, diese Stolzen, Kühnen, diese Dichter und Denker, von denen mancher nachher zu Größe und Würden gekommen, sich der eine und andere die erlösende Kugel in den Kopf geschossen hat; diese immer in Geldverlegenheiten Schwimmenden, diese immer gern gut Essenden und Trinkenden, diese Schwadronneure und Wichtigtuer, diese Phrasendrehler, Dehmel-Rezitierer, Verse Schmiedenden, Romane Lebenden, über alles Spottenden, diese Leinwandbemalenden beiderlei Geschlechts, diese ewig Zigaretten Schmauchenden und Wein Begehrenden, diese Akademiker, Schulmeister, Bühnensterne, Journalisten, Anarchisten, Sozialisten, Freidenker, Juden und Judengenossen, ach, diese Parasiten am Leben des besten aller Menschen und Ehegatten, dieses

arme, dem Satan verschriebene geistige Helotenum, wie habe ich es verachtet . . . !“

Im Salon Binde wurden Menschheitsfragen gelöst, über Philosophie, Volkswirtschaft, Politik, Literatur, Presse, Kunst und sogar Religion diskutiert und von radikaler geistiger Erneuerung gefaselt, bis im Jahre 1900 Fritz Binde sein Geschäft verkaufte und seinen Wohnsitz nach Bonn verlegte. Hier wollte er Kunstschriftsteller und Berater der jungen Studenten werden. Hier hoffte er auch auf einen äußeren Erfolg seines Schriftstellerberufes. Aber er war nie ein Schnell- und Vielschreiber, verlor sich zu leidenschaftlich in eine Sache, so daß ihm ein Kritiker und Freund einmal sagte, daß er, ob auch ein kluger Mann mit großen, gelungenen Gedanken, nicht genug Frechheit zum Schriftstellern habe. Und Fritz Binde, der durch so viele Strömungen des Geisteslebens gegangen war, mit leidenschaftlichem Herzen eine Lösung für die innersten Fragen des Lebens gesucht und nicht gefunden hatte, wurde unsicher im Blick auf sich selbst. Er hatte zwar von der Selbsterlösung des Menschen gesprochen, ja sogar nervenranke Menschen waren durch seine Vorträge dahin gekommen, ihm zu danken, daß er ihnen den Weg gewiesen habe, ihr eigener Arzt zu sein und sich zu dem Glauben aufzuraffen, daß jeder Gedanke in Fleisch und Blut übergehe und sich darum auch in äußeren Merkmalen offenbare, so daß sie im Glauben an sich selbst gesunden könnten. Aber er selbst war am Ende. Da griff Gott selbst ein und riß ihn wie einen Brand aus dem Feuer. Frau Ännes Gebete wurden erhört. Fritz Binde erlebte seine Bekehrung.

Zusammenbruch und Durchbruch

Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich
überreden lassen; du bist mir zu stark gewesen
und hast gewonnen. Jer. 20, 7

Wenn ein Mensch seine „Bekehrung“ erlebt und damit sein Leben bewußt an Jesus Christus ausliefert, werden ihm seine ganzen bisherigen Lebensideale zertümmert. Je leidenschaftlicher jemand in diesen Idealen verwurzelt ist, desto schwerer muß der Zusammenbruch des alten Lebens sein, und desto bewegter muß sich die Wendung zu einem neuen Leben vollziehen.

Fritz Binde war ein Mensch, dessen geistiges Leben immer von einer geradezu wilden Leidenschaftlichkeit getrieben war. Er kannte keine Halbheiten; was er war, wollte er ganz sein. Nun stand er als ein völlig Enttäuschter allein da. Sein rastloses geistiges Schaffen, seine oft unerhört kühnen Gedankenflüge, womit er die Menschen in ein Paradies der Freiheit und Gerechtigkeit hatte führen wollen, wie waren sie mißverstanden worden! Und, was noch schlimmer war, seine eigene Seele stand frierend und verlassen da, hatte sich wund geschrien nach der Wahrheit und hatte sie nicht gefunden.

Aus jenen Bonner Tagen berichtet er: „Ich wurde nervenkrank, arbeits-, ja denkunfähig. Die Folgen meines überstudierten, übernächtigen Lebens mit seinen Auf- und Ausbrüchen, Enttäuschungen und Sünden traten zutage. Schlaflose Nächte, schreckliche Angstzustände peinigten Leib und Seele und machten mich zur Ruine.“ Er, der Mann der schwungvollen Rede und des hinreißenden Ausdrucks in Schrift und Wort konnte nicht mehr schreiben, nicht mehr reden. Er schrieb in sein Tagebuch: „Wieviel Tage schon geschafft und nichts errafft . . . mit Taten speist ein jeder sein Leben, mir ist nichts gegeben; ich bin verwaist, entgleist!“

Es kam so weit, daß dieser Mann mit dem Gedanken spielte, aus all diesen Kämpfen und schrecklichen Nie-

derlagen könnte es nur eine Erlösung noch geben, eine allerletzte: den Weg in den Tod. Er hatte genug von Nietzsche gelesen und kannte dessen Wort nur zu gut: „Stirb zur rechten Zeit!“ Und als er einmal mit seinem Fahrrad unterwegs war, war er nahe daran, sich in den Rhein zu stürzen. Aber es war eine Hand da, die ihn hielt, die sich, ohne daß er es ahnte, auf sein Leben legte, damit er bewahrt bleibe, um einmal ein Diener des Herrn zu werden, vor dem er jetzt auf der Flucht war, und den er doch, ohne es zu wissen, mit leidenschaftlicher Seele suchte.

In diesem wirren, kranken und leidenschaftlichen Leben begannen Gottes Hände nun ein geheimnisvolles Werk. Leise und unmerklich erstand ein Erlebnis nach dem anderen, eine Fügung nach der anderen, wie die einzelnen Fäden sich nach und nach vereinen müssen zu einem wundersamen Gewebe.

Als das Jahr 1901 zur Neige ging, kam ein Hausierer ins Haus und bot Kalender an. Frau Anne kaufte, ohne zu fragen, den „Neukirchener Abreißkalender“. Der Kalender mag ihr wie ein lieber Gruß aus den Tagen der Kindheit gewesen sein; denn er hing im frommen Elternhaus immer an der Wand. Als das letzte Blatt von dem Kunstkalender, der bisher in dem Studierzimmer an der Wand hing, abgerissen war, wurde an seiner Stelle der Kalender mit den Bibelworten aufgehängt. Diese Bibelworte forderten oft den Widerspruch ihres Lesers heraus, aber sie waren nun einmal da und redeten ihre Sprache, die stille und starke Sprache der Ewigkeit. Es konnte aber geschehen, wenn ein solches Gotteswort ihn getroffen hatte, daß er dagegen einen Band von Nietzsche hervorholte, etwa den „Antichrist“, und dann las, wie das Christentum nur etwas für Schwache oder Minderwertige sei, und daß man sich zum Christentum erst bekehren könne, wenn man krank genug dazu geworden sei. Dann brach die Not herein über den kämpfenden Mann. Daß er diese frommen

Blätter las, war das ein Beweis dafür, daß er überreizt, nervös und krank war? Würde er als Gesunder sich mit solchen frommen Worten überhaupt beschäftigen?

Dann versuchte er, der Stille zu entlaufen, sich der ernstesten Gottessprache zu entziehen, irgendwo in einer Gesellschaft früherer Gesinnungsgenossen sich zu zerstreuen. Als er einmal in später Nacht aus einem solchen Kreis leichtlebiger Menschen, mit denen er in der Studentenkneipe „Im Krug zum grünen Kranze“ zusammengesessen, heimwärts ging, mit zerrissenem Herzen und müder, zweifeldurchwühlter Seele, da stieß sein Fuß an einen Stein. Es war ein weißer Kieselstein. Trotzig stieß der Fuß des unglücklichen Mannes den Stein beiseite, aber er kam ihm ein zweitesmal, ein drittesmal vor die Füße. Da hob er ihn gedankenvoll auf. Und im gleichen Augenblick zitterte ihm ein Bibelwort durch die Seele, klar und stark und zwingend:

„Ich bin's, der mit dir redet: Jesus Christus!“

Binde nahm den Stein mit heim, wusch ihn sauber ab und schrieb darauf: „Johannes 4, Vers 26“. Dieser Stein lag dann später immer auf seinem Schreibtisch.

Ja, Jesus Christus war es, der jetzt mit diesem Mann zu reden begonnen hatte. Da waren es die Worte des Kalenders, die unaufhörlich und immer wieder bei ihm anklopfen:

„Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.“

Gottes Stimme redete — und redete mit Fritz Binde. Und mehr und mehr erkannte er, daß er in einem gewaltigen Lebensbankrott stand, aus dem ihn nur Gottes Hand herausreißen und befreien könnte. Da brach er zusammen, da begann er zu Gott zu schreien, zu dem

Gott, zu dem er einst in der Kinderheimat des Thüringer Waldes kindlich-fromm gebetet hatte.

In jenen Tagen schwerer innerer Kämpfe führte Gott ihm wieder einen Menschen in den Weg, der ihm auf dem Weg zum Glauben an Jesus Christus einen Wegweiserdienst leisten sollte. Es war ein Student der Medizin namens Schimert, ein sehr kluger Mann und Doktor zweier Fakultäten, der später praktischer Arzt in Budapest gewesen ist. Dieser Mann war ein lebendiger Christ, der die Kraft des Evangeliums im eigenen Leben erfahren hatte. Vom ersten Augenblick an fühlte Fritz Binde sich zu ihm hingezogen, und die Gespräche mit Schimert halfen mit dazu, daß Binde aus seinen inneren Kämpfen den Weg zum Christentum fand. Schimert war es auch, der mit klarem Blick erkannte, wie krank Binde war, und ihm den Vorschlag machte, zu Georg Steinberger ins Asyl Rämismühle in der Schweiz zu gehen.

Noch war der rechte Weg nicht ganz gefunden. Zu stark waren die Bindungen in Binges Leben an eine ästhetisch-monistische Weltanschauung. So schrieb er noch am 31. Januar 1902 in sein Tagebuch: „Nur einen lieb' ich: Jesus Christus, den Revolutionär, der die Welt unter sich wußte und an ihr zugrunde ging. Du — ich selbst, dich liebe ich, heiß, weh, süß, tiefnachsinnend und traurig, mein Heiland!“ Welche welt-schmerzliche Versenkung, ein Ineinanderfließen von christlichem Glauben und der Gottheit des eigenen Ichs! Aber Gott ging seinen Weg weiter mit diesem Mann. Bei einem Besuch im schwiegerväterlichen Hause in Vohwinkel suchte Fritz Binde den Prediger Springer auf und sprach mit ihm über die innere Umwandlung seines Lebens. Dieser war erstaunt und so überrascht, daß er nicht wußte, ob er diese Äußerungen des ihm als Anarchist und moderner Kunstschriftsteller bekannten ehemaligen Uhrmachers ernst nehmen sollte. Beim Abschied gab er Fritz Binde das Büchlein von

Georg Steinberger mit: „Der Weg dem Lamme nach“. Und nun hören wir, was Fritz Binde zu dieser entscheidenden Stunde seines Lebens selbst gesagt hat:

„Gleich in der Straßenbahn begann ich das Heftchen zu lesen. Im schwiegerelterlichen Hause las ich es zu Ende und noch einmal. Das Büchlein vollbrachte ein Wunderwerk in mir. Es verwandelte mir nämlich endgültig Jesum von Nazareth, den vornehm-überlegenen, heroischen Weisen, in Jesum Christum, das demütig dienende, geschlachtete Lamm Gottes, das der Welt Sünde und auch meine Sünde trägt. Es bewies mir den Sieg des Schwachen und Nichtigen in der Welt gegenüber dem Starken und Großen. Es stellte mir den Lammesweg über den Löwenweg. Es weckte in mir Lammes- und Leidenssinn, ja zu meinem Elende zu sagen. Und damit machte es mich bereit, ja zu dem Willen Gottes zu sagen, der mir dieses Elend geschickt hatte. Es machte mich also fähig, Gott als einen Herrn über mir anzuerkennen und mich nichtig zu seinen Füßen zu werfen. Es hatte also das nichtige, schlichte Büchlein mehr vollbringen können als alle Bücher zusammen, die ich jemals in meinem Leben gelesen hatte. — Und dies geschah unter demselben Dache, unter welchem damals mein Schwiegervater meine ungläubigen Bücher nicht dulden wollte, unter demselben Dache, unter welchem ich Gott abgesetzt und in Sünden gelebt hatte, und in demselben Zimmer, in welchem mein Schwiegervater aus Gram über mein Leben und unsere Ehe gestorben war. ‚Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!‘ (Röm. 11, 33).“

Wie ein heller Lichtschein wurde in diesem Erleben die Seele des kranken und ringenden Mannes durchströmt von der Gewißheit, daß Gott ihm ein Vater sei, der ihm in Jesus Christus alle seine Sünden vergeben habe. Tiefe Ruhe und ein unbeschreiblicher Friede durchzogen sein Herz. Er sagt: „Ich lief hinunter in den Garten, staunte den Himmel, die Bäume, die Blu-

men an, alles frohlockte: Gott ist durch Jesum dein Vater, du bist nun in den besten Händen! Ich jauchzte laut, es war der erste Lebensschrei der wiedergeborenen Kreatur.“

Jetzt war nach dem Zusammenbruch eines alten, von philosophischen Ideen, vernunftreligiösen Weltanschauungen und anarchistischen Freiheitsbestrebungen hin- und hergerissenen Lebens der Durchbruch geschehen zu einem neuen, klaren, wunderbaren Ziel, zu der seligen Gewißheit der Erlösung in Jesus Christus. Der lebendige Gott hatte den, der sein ganzes Leben lang nach der wahren Gotteserkenntnis gerungen hatte, gefunden und zu seinem Eigentum gemacht. Jesus war Sieger geworden; altes Prophetenwort hatte, wie immer wieder in der Reichsgottesgeschichte, bei Fritz Binde seine Erfüllung gefunden: „Er soll die Starken zum Raube haben!“

Rämismühle

Und er nahm ihn von dem Volk besonders.
Mark. 7, 33

Nach dem Erlebnis seiner Bekehrung wurde es Fritz Binde klar, daß er sich aus seinem bisherigen Lebenskreis lösen müsse. Die, die ihm bis dahin Freunde gewesen waren, konnten seinen Schritt unmöglich verstehen. Als er einem gegenüber einmal den Gedanken geäußert hatte, ein Missionar des Christentums zu werden, hatte dieser ihm sofort erklärt, dann müsse er den Verkehr mit ihm abbrechen. Fritz Binde hatte eine Familie zu unterhalten, er mußte ganz neue Berufswege suchen. Um aber in freien Vorträgen seinen Glauben zu bezeugen und für Christus zu werben, dazu fehlte ihm das wichtigste Rüstzeug, nämlich eine klare und gründliche Bibelkenntnis. Nur mit den scharfgeschliffenen Waffen des Gotteswortes konnte er seine einstigen studierten und gebildeten Freunde niederzwingen, wenn

sie sich, was nicht ausbleiben würde, wie eine Meute auf ihn stürzten.

Schimert, der Student und christliche Mediziner, hatte ihn an Georg Steinberger gewiesen, den Evangelisten und Seelsorger des Asyls „Rämismühle“ in der Schweiz. Und das kleine Büchlein, das ihm einen so entscheidenden Dienst getan hatte, es war von demselben Mann geschrieben. Da wurde es Fritz Binde klar: wenn ein Mensch berufen ist, jetzt Rat und Hilfe zu geben, dann ist es dieser Mann. Frau Änne bestärkte ihn in dem Gedanken, nach der Schweiz zu Steinberger zu reisen. Mitte März 1902 trug ihn der Abendschnellzug von Bonn aus südwärts, dem schönen Schweizerland und damit einem ganz neuen Lebensabschnitt entgegen.

Und während für Fritz Binde ein ganz neues Leben begann, während er jetzt zubereitet werden sollte zum Dienst für einen ewigen Herrn und Meister, schüttelten seine einstigen Freunde den Kopf über ihn: „Schade um ihn, der einmal zu großen Hoffnungen berechtigte! Schade, daß dieser prachtvolle Mann im Schoß der alleinseligmachenden Kirche und bei den Pfaffen gelandet ist! Fahr wohl, armer Mann, deine Flügel wurden früh gebrochen!“ Der, den sie bedauerten, reiste nach dem Süden als ein Genesender, als ein neuer Mensch, und er schrieb an einen seiner früheren Freunde: „Mein einziges Liebes- und Lebensziel ist heute Jesus Christus und die Verwandlung in sein Bild.“ —

Die „Rämismühle“ liegt in einem landschaftlich schönen Tale des Kantons Zürich und ist ein Erholungsheim für leiblich und seelisch Kranke. Georg Steinberger, damals im Jahre 1902 der Leiter und Seelsorger des Hauses, war im „Asyl Rämismühle“ zu Christus bekehrt worden. Er gibt darüber Zeugnis in seinem Büchlein „Eine kleine Kraft“. Auch er war lange ein Suchender und Ringender gewesen. Bis zu seinem 22. Lebensjahr hatte er keinen Umgang mit wirklich gläubigen, betenden Menschen gehabt. Er war ein auf-

merksamer Hörer der kirchlichen Predigten, doch waren sie ihm zu hoch in ihren theologischen Ausführungen. so daß sie ihn innerlich nicht befriedigen konnten. Da erzählte ihm eines Tages eine Frau vom Sterben ihres Mannes. Sie sagte etwa folgendes: „Fünf Minuten vor dem Heimgang meines seligen Mannes fragte ich ihn leise: ‚Wie ist dir zumute, Papa?‘ Da richtete er sich in seinem Bette auf, hob seine Augen und Hände zum Himmel empor und sagte mit verklärtem Angesicht: ‚Bald ist es überwunden, nur durch des Lammes Blut, das in den schwersten Stunden die größten Wunder tut!‘ Dann sank er zurück und war daheim.“ — Und dieses Bekenntnis war es, das Georg Steinberger zu einem Menschen der Liebe Jesu Christi werden ließ. Er sagte: „Anbetung sei dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen hat! Heute kenne ich die Kraft seines Blutes. ‚Das Lamm und sein Blut‘ ist das Thema meines Lebens und meines Dienstes geworden.“

Georg Steinberger hatte seine evangelistische Ausbildung in der Predigerschule St. Chrischona bei Basel empfangen, war kürzere Zeit in Schaffhausen und in Thüringen Prediger gewesen und hatte im Jahre 1899 einen Ruf in die „Rämismühle“ angenommen. Und es war ein wunderbarer Weg Gottes, daß Fritz Binde, der belesene, gebildete und begabte Kunstschriftsteller, zu diesem Manne kam. Denn es sollte trotz aller neuen Erkenntnisse und trotz der Gewißheit des Heils in Jesus Christus noch durch große Anfechtungen gehen. Binde's Freund Ommerborn schreibt in seinem Buch „Mein Weggenosse Fritz Binde“ den bezeichnenden Satz: „Satan hat in all den furchtbaren Kampffahren das denkbarste Interesse am Besitz dieses Menschen bewiesen.“ Es war klar, daß der Fürst der Tiefe dieses ausgesuchte Werkzeug, diesen einstigen Verfechter anarchistischer und atheistischer Ideen, nicht so leichten Kaufes an Jesus Christus verlieren wollte. Fritz Binde war ein Mann ausgedehnten Wissens. Und er konnte sein

ganzes Wissen nicht einfach abstreifen, als er jetzt in die „Rämismühle“ kam. Das stille und fromme Leben in diesem Hause, das mit Recht den Namen „Asyl“ führte, in dem viele heillose und heilsuchende Menschen lebten, mußte in seinen gewaltigen Gegensätzen zu dem früheren Leben und Lebenskreis Binde ihn oft aufregen und zum Widerspruch reizen. Es fiel ihm schwer, sich damit abzufinden, daß Georg Steinberger alles, was nicht in den Linien des Evangeliums Jesu Christi lief, als „teuflich“ bezeichnete. In einer Bibelstunde etwa hatte Steinberger die Luftschiffe des Grafen Zeppelin als eine satanische Erfindung bezeichnet. Satan wolle die Menschen von der Erde in die Luft und gegen den Himmel erheben, wohin sie nach Gottes Schöpferordnung nicht gehörten. Das konnte Fritz Binde nicht begreifen; er fragte Steinberger, ob er das wirklich so glaube. „Ist es von Gott, so wird es die Welt beherrschen; ist es vom Teufel, so wird es zusammenbrechen und der Mann dazu!“ war die Antwort. Hin und wieder glaubte Binde sogar, seine früheren Ideale verteidigen zu müssen. So sagte er einmal, daß er Nietzsche als die „Reinkarnation des christlichen Erlösungsgedankens“ ansehe. „Nietzsche erstrebte, die faulen Glieder der menschlichen Gesellschaft, das Niedere, Kranke, Verwesende abzuhaufen, einen gesunden Leib mit gesunden Trieben zu erziehen. Haben Sie Nietzsche und die Kunst studiert, Bruder Steinberger?“ Georg Steinberger ließ sich durch diese Ansichten seines „Patienten“ nicht im geringsten beeinflussen oder aus der Ruhe bringen.

„Keiner dieser Großen hat das gesehen, was sie predigten. Nietzsche war nicht so geistesgesund und hervorragend, daß er sich besser als die Menschen dünken konnte; denn er ist kurz nach seinem besten Buch, ‚Zarathustra‘, ins Irrenhaus gekommen. Die Christusbildhauer waren nicht so gläubig, daß sie im Geist das Lamm Gottes hätten schauen können. Was sie gebildet

haben, ist nichts als der Widerspiegel ihres eigenen Geistes.“

Oder Fritz Binde äußerte Zweifel an der Bibel, die doch viele tausend Jahre alt und von Menschen geschrieben sei. Ob da die Bibel, dieses alte Dokument, nicht tiefer stehen müsse als die Wissenschaft und Logik unserer hochentwickelten Zeit? Steinberger antwortete:

„Die Bibel wurde von einfältigen Menschen in einfältigen Zeiten, aber auf Geheiß und Inspiration des ewigen Gottesgeistes geschrieben. Sie ist und bleibt uns die Intelligenz Gottes; der Mensch aber bleibt ganz natürlich das zeit- und denkbegrenzte Geschlecht aus alter Zeit. Genau so, wie Sie und ich bei aller Erlöstheit und Gotteskindschaft im sündigen Fleische wandeln werden!“

Fritz Binde hatte sich gleich ganz dem Bibelstudium ergeben und beschlossen, Hebräisch, Griechisch und Latein zu lernen, damit er in den Urtext und seine gewaltigen Tiefen eindringen könne. Steinberger bestärkte ihn in diesem Entschluß. Als aber dann wieder einmal Zweifel an biblischen Wahrheiten, an dem Heiland und seinem Erlösungswerk kamen und Binde mit dieser Zweifelsnot zu Steinberger ging, sagte dieser ihm ein erlösendes Wort:

„Lieber Bruder, sooft der Zweifel über Sie kommt, lachen Sie laut auf und rufen: ‚Gott sei Dank, da habe ich also wieder einen Beweis meiner Erwählung!‘ Denn der Feind bringt nur die Erwählten in Zweifel. Die Unerwählten hat er ja sowieso in den Klauen. Haben Sie mich verstanden?“

„Jawohl, das leuchtet mir ein; es stimmt, Gott sei Dank!“ war die Antwort. Trotzdem ging es noch durch Tiefen der Anfechtung, besonders, als Fritz Binde zum erstenmal mit zum Brotbrechen gehen wollte. Er glaubte, nicht würdig zu sein, so daß er sich im Nehmen des

heiligen Mahles an Christus versündigen müsse. Die anderen Menschen dieses Hauses schienen ihm in ihrem frommen Ernst viel weiter zu sein in ihrem Verhältnis zu Christus und in der Gotteskindschaft. Eine Nichtteilnahme am heiligen Mahl aber schien ihm nur dann möglich zu sein, wenn er zugleich dieses Haus verlasse. Und was dann? Die Bonner Zeiten lockten auf einmal wieder. In einer schlaflosen Nacht trieb es ihn umher, daß er meinte, er müsse an einen seiner früheren Freunde schreiben, daß er wieder zurück wolle. Aus diesen schweren inneren Kämpfen trieb es ihn dann ins Gebet. Als am Morgen wieder neue Zweifelsnöte kamen, offenbarte er die Not der durchirungenen Nacht seinem Seelsorger. Steinberger aber sagte ihm, daß er ruhig warten solle, bis ihm die rechte innere Freudigkeit zur Teilnahme am Brotbrechen komme. Er selbst habe ja ein halbes Jahr um die Teilnahme ringen müssen und dabei erfahren, daß in dieser Zeit seine Liebe zu der Gemeinde sogar gewachsen sei. „Sie sind doch hier nicht in einem Kloster!“

Fritz Binde, der die „Rämismühle“ doch eigentlich als eine Art Kloster angesehen hatte, sagte: „Wirklich nicht, Bruder Steinberger?“

Da sagte der ernste Mann im urwüchsigen Dialekt seiner bayerischen Heimat: „No, nu hören S' aber mol, sieht der Schorsch Steinberger denn aus, als kennt er'sch im Kloster aushalte?“

Und so kam es, daß Binde doch mit innerer Freudigkeit am heiligen Mahl teilnehmen konnte. In der folgenden Nacht kam der Satan wieder und wollte ihn verhöhnen als einen „Pfäffling“, als einen kranken Narren, der in ein Sanatorium müsse. Da sprang er auf, trat ans Fenster und rief in die Nacht hinaus: „So weiche, du Satan; Jesus Christus vertritt mich; weiche und kehre nie wieder!“ Und das war die Stunde der Befreiung. Der Sieg war errungen. Steinbergers unerschütterlicher Felsenglaube an den Sieg des Lammes,

die Gebete unter vier Augen, die einfältige, bibelgegründete Textauslegung, die gläubige Christengemeinde des Hauses, alles hatte mitgeholfen, den Feind endgültig in die Flucht zu schlagen und dem hin- und hergerissenen Herzen tiefe Ruhe und inneren Frieden zu geben. Georg Steinberger, der schlichte Mann und einfache Prediger, wurde dem hochbegabten und modernen Kunstschriftsteller ein geistlicher Führer und Lehrer. Da waren zunächst die Andachten im Hause, die wie heilender Balsam in alle Zerrissenheit seines Lebens fielen und sein inneres Leben mehr und mehr umgestalteten in das Bild Jesu Christi. Fritz Binde sagte: „Nach jeder Andacht ist mir die Bibel ein Stück weiter aufgeschlossen. Welch anbetende Hochachtung bekomme ich vor jedem Wort der Heiligen Schrift!“ Ferner begleitete Binde seinen Freund und Lehrer auf den Wegen in die umliegenden Dörfer und lernte von ihm, wie man den schlichten Menschen aus dem Volke die Bibel auslegt und ihnen das Wort Gottes sagt. Da wurde dem Mann, dessen Seele zu einem neuen Leben genesen war, das Kreuz groß und klar vor die Augen gestellt. Da schaute er immer neu und in immer tieferer Anbetung das Lamm Gottes, das der Welt Sünde getragen hat. Da erkannte er, daß das Kreuz nicht nur das Zeichen der Erlösung durch den ewigen Gottessohn darstellt, sondern auch das Gericht über alle unsere Selbstsucht bedeutet, daß der Weg dem Lamme nach nicht nur bis *unters* Kreuz, sondern bis *ans* Kreuz gehen muß. Steinberger sagte: „Wenn du unüberwindlich werden willst, mußt du selbst ein Lamm, ein Schlachtschaf werden. Alles kann überwunden werden, nur nicht die Lämmer. Gehst du als Löwe durch die Welt, als Fuchs, Pfau oder Schwein, so bist du ein gemeines Tier und überwindbar. Als Schlachtschaf bist du unüberwindlich; denn Schlachtschafe haben nichts mehr zu retten und zu verlieren. Sie haben alles verloren. Das ist völlige Hingabe. Es gibt eine falsche Übergabe,

bei der man das Leben nicht verlieren, sondern erhalten will. So habe ich mich hundertmal Gott übergeben, um Ruhe, Frieden, Rettung für die Seele zu finden. Aber das war nichts als reine Selbstsucht. Welches ist denn die rechte Übergabe? Wenn man sein Leben mit der Absicht übergibt, es zu verlieren. Da ist die Selbstsucht ausgeschlossen. Durch solche wahre Übergabe gelangen wir in Todesgemeinschaft mit Christus. In der Todesgestalt allein kommt das wahre Leben zum Durchbruch. Der Mann am Kreuz wird der Anziehungspunkt einer ganzen Welt. Das verachtete Gotteslamm ist der Same einer neuen Menschheit. Die wahren Christen sind die Fortsetzung des Lebens Jesu. Wie sie seines Todes teilhaftig geworden sind, so haben sie auch teil an seiner Auferstehung und Verherrlichung.“

Diese und viele weitere Ausführungen finden sich in Binds Notizbuch, das er immer bei sich führte, und in das er die Hauptgedanken der Schriftauslegung eintrug. Und in solcher Schriftauslegung kam es ihm immer größer und herrlicher zum Bewußtsein: Der alte Mensch ist tot, ist gestorben, weil er mit Christus gekreuzigt ist. Du hast das wahre, das neue Leben von oben empfangen als ein göttliches Gnadengeschenk in Jesus Christus. In seinem Notizbuch ist der Satz unterstrichen, der ihm jetzt zu einer goldenen Lebensregel wurde: „Dein ganzes Christentum besteht darin, daß du es wagst, dein Leben in Jesu Hand zu legen.“

Was ihm aber ganz besonders wichtig war, war die Tatsache, daß unter den Menschen des Asyls Rämismühle kein frömmelndes, in religiösen Gefühlen schwelgendes Christentum herrschte, das immer der Nährboden für einen geistlichen Hochmut ist. In einem Briefe an seine Anne schreibt er: „Ach, wie wird hier mit dem Hochmut der Bekehrten umgesprungen! Gestern sagte Steinberger in der Andacht, daß auf den Bänken der frommen Versammlungen die meisten Menschen im Fleisch verkommen und bei den Bekehr-

ten der Hochmut der Welt am größten ist. Ja, hier sind Bibelworte wie brennendes Feuer, man wird um und um verbrannt und umgeschmolzen wie Silber und Gold in der Glut der Schmelze . . . Ja, hier spürt man die Herbe Jesu, seine Härte gegen das kananäische Weib, gegen Petrus, gegen seine Mutter usw. Es ist das schneidende Schwert der Liebe . . . Da ist alles Eigene durchbohrt und getötet, alles Allzumenschliche und Menschliche hinweggebrannt, da leuchtet jeder als ein Licht in Gott. Hier sehe ich zum erstenmal wahre Jesusnachfolge, empfinde so etwas wie Gemeinschaft des Heiligen Geistes, wie Wahrheit des Urchristentums . . .“

In dieser von der Liebe Christi erfüllten und geprägten Umgebung konnte der weltmüde Wanderer gesunden, hier wuchs er langsam hinein in den Dienst, für den Gott ihn ausersehen hatte im Bau seines ewigen Reiches. Denn eine stille Rüstzeit, eine Werdezeit wurde von Freund Steinberger für unbedingt erforderlich gehalten. Der Seelenkenner hatte den Jungbekehrten wohl richtig eingeschätzt, wenn er ihm sagte, daß noch zu viel Seelisches, aus dem Überschwang des Gefühls strömendes Christentum in ihm sei. Solange sein Innenleben nicht in festen biblischen Grund verpflanzt und aus dem seelischen Gefühl in die ehernen Gesetze der Nüchternheit des Geistes umgeleitet sei, könne er noch nicht im Segen für den Herrn wirken. So wurde das Leben dieses bisher so rastlos ungetriebenen Mannes in eine stille Vorbereitung genommen. Steinberger gab ihm zunächst einige literarische Aufgaben, die Anfertigung eines Auszugs aus Augustins Bekenntnissen, Übersetzungsarbeiten, daneben auch körperliche Arbeit im Haus und im Garten. Vor allem aber stand das Studium der Heiligen Schrift im Mittelpunkt. Hier beseeelte Fritz Binde ein heiliger Eifer. In kurzer Zeit erlernte er die biblischen Ursprachen, um den Text aus dem Griechischen und Hebräischen übersetzen zu können.

Man hatte im Asyl inzwischen beschlossen, daß Binde auch seine Familie nachkommen lassen sollte. So reiste er nach Bonn, um den Umzug in die Wege zu leiten. Frau Anne erkannte ihren Mann kaum wieder, so strahlte sein Angesicht den schwer errungenen inneren Frieden wider. Als aber der Vater dann in der Familie die erste Hausandacht hielt, mit Bibel und frommem Lied, da waren die beiden Kinder über diese Veränderung des Vaters so erstaunt, daß sie meinten, er wolle sich einen Scherz erlauben.

Mutter Binde und der Sohn Karl, der das Gymnasium in Bonn besuchte, blieben zurück. Frau Anne und das Töchterchen Lizzi kamen mit nach der Schweiz, wo Familie Binde dann in der „Rämismühle“ zwei Zimmer eingerichtet wurden. Sie nahmen an den Mahlzeiten der großen Anstaltsfamilie teil. Und Bindes Frau mußte in dieser völlig neuen Umgebung auch noch eine völlige Erneuerung und Vertiefung ihres Glaubenslebens erfahren. Sie hatte sich ein wenig gefürchtet vor der fast klösterlichen Abgeschlossenheit des Hauses, in dem es nicht einmal ein Klavier gab. Und sie spielte doch so gern. Aber wie fühlte sie sich nun in dieser von Jesu Liebe durchwehten Luft wohl! Wie fand sie ihre Freude daran, auf dem kleinen Harmonium die geistlichen Lieder zu spielen, wie es auch ihr Vater einst daheim in Wald so gern getan hatte! Und sie umgab ihren Mann mit einer solchen Fürbitte, hatte solches Verständnis für seinen Dienst und seine Arbeit, daß Binde beglückt sagen konnte: „Unsere wahre Ehe hat jetzt erst begonnen.“

Es kam dann auch bald die Zeit, wo Binde selbst das Wort verkündigte und in den Dörfern, die er mit Steinberger besuchte, Bibelstunden hielt. Mit großer Freude hat er von seinen ersten Schriftauslegungen erzählt. Wie er im Glauben auf den Knien um den rechten Dienst gerungen, dann zuerst mit Zittern und Zagen gestammelt, bald aber mit großer Freudigkeit und

einem neugeborenen Gedächtnis gelehrt und gepredigt habe.

Nach einem Jahr wurde Fritz Binde im Betsaal der „Rämismühle“ durch Handauflegung von Georg Steinberger zu seinem Dienst im Reiche Gottes eingesegnet. Der neue, gesegnete Weg begann.

Auf die Höhe

Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus!
Luk. 5, 4

Der Anfang des Weges auf die Höhe liegt in der Tiefe, wo es oft durch viel Kämpfe und Dunkelheiten geht. Fritz Binde hat es erfahren. Dennoch sollte ihm diese Zeit eines schweren Anfangs zu einer besonderen Segenszeit werden.

Steinberger hatte seinen Freund auf einige Evangelisationsreisen ausgesandt mit dem Gedanken, daß Gott ihm dabei den Weg zeigen würde, den er für die Zukunft gehen sollte. So kam es dann, daß die Gemeinschaftskreise von Bad Wildungen im Waldecker Land Fritz Binde zu ihrem Prediger und Seelsorger beriefen. Es war im Anfang des Jahres 1903, als Binde mit seiner Familie aus der „Rämismühle“ auszog, um sein Amt als Gemeinschaftsprediger in Bad Wildungen anzutreten. Der Abschied von seinem Freunde Steinberger sollte ein Abschied fürs Leben sein; denn bereits ein Jahr später ging dieser treue Zeuge des Herrn heim in die ewige Welt, von der er gezeugt und im Glauben geredet hatte. Es war in seinem Leben wahr geworden, was er einst seinem hochbegabten Schüler und Freund Fritz Binde zugerufen hatte: „Wir wollen unser Leben wagen für das Lamm!“

Im Waldecker Land waren im Laufe der damaligen Zeit durch den Dienst der von St. Chrischona ausgesandten Pilgermissionare eine Reihe von Gemeinschaften entstanden. In einfachen Bauernstuben versammel-

ten sich diese Menschen, die nach Luthers Wort „mit Ernst Christen sein wollten“, um die Bibel und besprachen das Wort Gottes, das ihnen zu einem köstlichen Evangelium geworden war. Fritz Binde war überrascht und erfreut über diese Kreise. Er war es aus der Schweiz gewöhnt, daß der Prediger allein redete; hier aber war es so, daß der Prediger unter den Brüdern saß, daß jeder dieser stillen und prächtigen Menschen seine Gedanken über das verlesene Schriftwort sagte und so einer dem andern diente. Und so schloß sein Herz sich diesen Menschen gegenüber auf, und er gewann sie lieb, diese Bauern, diese großen, blondbärtigen Männer im blauen Kittel, aus deren blauen Augen die echte brüderliche Liebe sprach. Wie oft hat Binde es später bekannt, daß er sich vor diesen schriftkundigen, im kindlichen Glauben festgegründeten Menschen geschämt habe! Hier waren Menschen, die entschieden den Herrn Jesus Christus als ihren Heiland bekannten und ihm nachfolgten. Sie kannten die Bibel, legten sie einfältig aus und waren damit Zeugen der ewigen Wahrheit. Gern hat Fritz Binde, ihr neuer Prediger, von ihnen gelernt, ihnen aber auch mit der ihm verliehenen Gabe und mit seinen neuen Erkenntnissen gedient.

Auf das Äußere gesehen war der Dienst nicht so leicht. Etwa zehn Gemeinschaften waren zu betreuen, die Dörfer lagen stundenweit auseinander. Da war der Prediger oft tagelang unterwegs, bei gutem Wetter mit dem Rade, im Winter und bei ungünstiger Witterung zu Fuß. Kälte und Sturm setzten seiner nicht sehr festen Gesundheit stark zu. Dazu kam, daß er kein festes Gehalt bezog. Er hatte in der Stadt Wildungen freie Station; die Bauersleute aus der Umgebung versorgten ihn mit allem, was zum Leben nötig war. Nahrungssorgen waren da nicht zu befürchten, und Binde hat es gern bezeugt, daß es schön sei, so aus dem Glauben zu

leben. Jede Gabe war ihm ein Liebesbeweis seines geliebten Herrn.

Daneben aber ging es durch viel Anfechtungen und Not. Die Schmach des Kreuzes Christi mußte getragen werden. Die Gemeinschaften im Waldecker Land waren verhaßt, da sie mehr den freikirchlichen Weg gingen und sich nicht in den Rahmen der landeskirchlichen Arbeit stellten. Oft wurden die Versammlungen gestört, Fensterscheiben der Versammlungsräume eingeworfen, der Prediger selbst verfolgt, beschimpft und in Zeitungsartikeln geschmäht. Der Weg dem Lamme nach mußte reichlich erprobt und geübt werden.

Aber auch aus den eigenen Kreisen der Gemeinschaften erwachsen Demütigungen und Lieblosigkeiten. Fritz Binde, der Mann, der einst als Redner vor vielen Menschen gestanden und sie zu flammender Begeisterung fortgerissen hatte, mußte sich hier von Brüdern, wie es sie leider auch in der Gemeinde Jesu gibt, die mit ihrem Richtgeist, ihrer Belehrungssucht und ihrem Ehrgeiz ein christliches Gemeindeleben vergiften können, viel gefallen lassen. Da gab es manches Seufzen und manchen inneren Kampf. Und als ein Brief eines Freundes aus der Bonner Zeit kam, brachen Anfechtungen herein. Krankheitsnot, Existenzfragen begannen zu quälen. Das waren dunkle Stunden, die durchgebetet und durchgekostet werden mußten. Ein Gedicht aus dem Jahre 1904 redet davon. Aber aus der dunklen Stunde ringt die Seele sich neu empor in die Seligkeit des Heils und der Gewißheit der göttlichen Berufung:

O leuchtend Kreuz, du rettend Bild,
du hast der Stunde Qual gestillt!
Dein Licht bleib meines Lebens Ruhm,
mein Leben, Herr, dein Eigentum!

Der treue Herr schenkte ihm auch immer wieder den Trost treuer Brüder, die zu ihm hielten und ihn stützten. So konnte er seine Wildunger Zeit ansehen als

eine besondere Segenszeit, und als er nach Jahren als Evangelist einmal wieder in seine alte Wirkungsstätte Wildungen kam, durfte er viel Freude und Segen erleben. Die Versammlungen waren überfüllt, so daß er beglückt an seine Frau schreiben konnte: „Wildungen ist ein Wunder vor meinen Augen. Es war ein Wiedersehen mit vielen Tränen der Freude. Bruder S. von B., der treue Vater in Christo, konnte den Tränenstrom aus seinen lichten blauen Himmelsaugen kaum stillen . . . Ich habe mich unsagbar gefreut!“ Und Fritz Binde konnte es im Glauben hinnehmen, daß vieles von der Saat, die er einst unter viel Seufzen und Mühen ausgestreut hatte, herangereift war zu schöner Frucht.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Fritz Binde in seinem Dienst auch ein Zeugnis gab von dem wundersamen Weg, den Gott ihn geführt hatte. Daß er einst ein Freigeist und Verneiner des Evangeliums gewesen war, den der Herr wie einen Brand aus dem Feuer gerettet hatte, wie hätte er das nicht vor den Menschen rühmen sollen als einen Sieg des lebendigen Heilandes über Finsternis und Irrweg eines Menschen! Man hatte gewünscht, daß er dieses Lebenszeugnis aufschreibe, damit es recht vielen Menschen zugänglich werde. So verfaßte Binde damals in seiner Waldecker Zeit die kleine Schrift „Vom Sozialisten zum Christen“.* Hören wir, was er einige Jahre später als Vorwort zur achten Auflage des kleinen Büchleins schreibt:

„Als ich vor sieben Jahren, dem Drängen des Herausgebers folgend, die unfreiwillige Muße einer Krankheit dazu benutzte, den kurzen Bericht über meine Lebensführung zu schreiben, ahnte ich nicht, welche weite Verbreitung diese Schrift finden sollte. Gott hat sie über alle Erwartung hinaus wundersam gebraucht.

* Sie ist unter dem Titel: „Vom Anarchisten zum Christen“ neu erschienen im Spener-Verlag, Gießen (226.—235. Tausend der Gesamtauflage).

In mancherlei fremde Sprachen übersetzt, hat sie über die deutschredenden Lande hinaus vieler Menschen Gewissen und Leben zu Jesu, dem heilbringenden, großen Erneuerer und wahren Friedefürsten, hinleiten dürfen. Ihm sei dankbar bewegten Herzens auch diese neue Auflage übergeben! Er, der mein Leben geheilt, indem er es in seine Hand bekommen, möge auch weiterhin durch diesen Bericht anderer Leben für sich gewinnen und aus Irrtum und Unheil zur Wahrheit und zum Heil hinleiten! Ps. 66, 16.“ Das Büchlein, das im Jahre 1904 erschien, fand eine weite Verbreitung und ließ in den Jahren, wo besonders unter der Arbeiterschaft durch die Lehre des Materialismus der Christenglaube als rückständig und überlebt dargestellt wurde, viele Menschen aufhören.

Daß Fritz Binde Dienst in der ländlichen Zurückgezogenheit des Waldecker Landes nur ein Übergang sein konnte, war vorauszusehen. Er selbst spürte es, daß seine Aufgabe auf einem größeren Arbeitsfeld liegen müsse.

Im Jahre 1902 hatte Jakob Vetter die Deutsche Zeltmission gegründet. Seitdem evangelisierte er besonders in den großen westdeutschen Städten mit seinem Zelt, um auf diesem neuen Wege die Botschaft des Evangeliums an die Massen des Volkes heranzubringen. 1903 war Prediger Ludwig Henrichs aus Lüdenscheid als Evangelist ins Zelt berufen worden. Die starke Nachfrage machte im Jahre 1905 die Anschaffung eines zweiten Zeltes notwendig. Und damit trat die Frage nach geeigneten Predigern für den Zeltendienst an Jakob Vetter heran. Es sollten Männer sein, die mit packender Rede und durchdringender Stimme die Massen fesseln, klar und einfach die biblischen Wahrheiten sagen und den Menschen in den vielerlei Nöten ihres Lebens seelsorgerlich dienen konnten. Und da glaubte Jakob Vetter in Fritz Binde den geeigneten Mann gefunden zu haben. Im Spätsommer 1905 berief er ihn in die

Zeltarbeit. Da die Wohnung in Wildungen für den Nachfolger geräumt werden mußte, siedelte Binde nach dem zentral gelegenen Siegen um und fand dort in der schönen Stadt in den Bergen des Siegerlandes, des „frommen“ Siegerlandes, wie man spottend sagte, eine neue Heimat.

Zunächst sah es allerdings aus, als ob Fritz Binde nicht für den Dienst im Zelt geeignet sei. Vetter und Henrichs waren über seine ersten Vorträge enttäuscht. Die rufenden Brüderkreise kamen und baten, Binde in den Abendvorträgen nicht zu oft und auch nicht allein reden zu lassen. Er sprach sehr lange und vor allen Dingen für das Zeltpublikum viel zu hoch. Diese buntgewürfelte Menge brauchte eine kurze, klare, vor allem volkstümliche Sprache, untheologisch, unkompliziert und verständlich für den einfachen Mann von der Straße. Fritz Binde hatte sich noch nicht ganz freigemacht von den philosophischen Gedankengängen, mit denen er glaubte die Wahrheiten der Bibel erklären und untermauern zu müssen. Aber das war nur ein kurzer Übergang. Er hatte, ein Kenner der Masse und des einfachen Volkes, bald herausgefunden, daß es so nicht ging. Nach zögernden und tastenden Versuchen fand er sich zurecht, fand er das Ohr und das Herz seiner Hörer mit der alten Sprache des Evangeliums. So schreibt Ludwig Henrichs von ihm:

„Nachdem er herausgeföhlt hatte, worauf es ankam, wurde er immer mehr der kräftige Redner und gesalbte Zeuge, dessen Ansprachen wie Blitze einschlugen, und der eine große Versammlung von 2000 Menschen unter die Gewalt der heiligen Gotteswahrheit brachte. Wie manchmal habe ich unter den wuchtigen, packenden Vorträgen dieses hochbegabten Mannes mit Staunen und innerem Beben zugleich gesessen! Wie oft habe ich bei seinen rein rednerischen Leistungen meine ganze eigene Jämmerlichkeit geföhlt! So war er uns

allen — ich sage es völlig nidlos — gar bald weit überlegen.“

Mit klarer, packender, eindringlicher Sprache wußte Fritz Binde seine Hörer zu fesseln und ihnen die herrlichen Wahrheiten der Bibel zu sagen. Dabei war er selbst der beste, lebendige Beweis für die Kraft und Wahrheit des Evangeliums. Es machte immer einen besonderen Eindruck, wenn er seine eigene Bekehrung erzählte und die rettende Gnade Gottes in seinem Leben rühmte. Er sprach oft an Orten, an denen er früher zu den Arbeitermassen geredet hatte, zu Menschen, die den Atheisten und Anarchisten Fritz Binde noch in guter Erinnerung hatten. Kein Wunder, daß viele Sozialdemokraten den Evangelisten hören wollten, der einmal „ihr Mann“ gewesen war! Das war dann am anderen Tage der Gesprächsgegenstand in der Fabrik und auf der Arbeitsstelle. Arbeiter aus Barmen sollen nach einem Vortrag von Fritz Binde gesagt haben, dagegen kämen fünfzig August Bebel nicht an.

Fritz Binde übernahm schon bald die Leitung des Zeltes, das besonders in Westdeutschland und in den Industriebezirken arbeitete. Daneben gab es ein Ostzelt und ein Südzelt, so daß die Arbeit der Zeltmission sich sehr bald über ganz Deutschland ausbreitete. Jakob Vetter, der unternehmungsstarke und organisationsbegabte Mann, war rastlos tätig, diese Arbeit auszubauen, so daß im Jahre 1905 auch eine Schweizer Zeltmission gegründet wurde, die ihren Sitz in Rämismühle hatte. Auch im Süd- und Schweizer Zelt hat Binde hin und wieder einen Dienst getan.

Die einzelnen Arbeiten dauerten zwei bis drei Wochen und stellten an den Zeltevangelisten nicht geringe Anforderungen. Fritz Binde war nie der Mann einer robusten Gesundheit gewesen, wie auch seine Gestalt, schmal und nicht sehr groß, nicht den Eindruck einer besonders kraftvollen Stärke machte. Aber er war in seinem Dienst für seinen Herrn von einem inneren

Feuer belebt, daß ein Hörer einmal von ihm sagte: „Ich meinte, der himmlische Vater habe uns einen zweiten Elias gesandt, seinem Volk die Sünden vorzuhalten.“ Dieses Wort fiel im Anschluß an einen Sittlichkeitsvortrag, in dem Binde zu über 1000 Männern gesprochen hatte über den Schmutz der Sünde und den Segen der Reinheit und Mannesehre. Man hatte geglaubt, dieser Vortrag würde eine verfehlte Sache sein, es würde kein Mensch kommen. Und gerade durch diese Rede wurden die Männer über fünfviertel Stunden lang geradezu in einem Bann gehalten; für viele bedeutete eine solch schonungslose Darstellung der Sünden und eindringliche Verkündigung der Rettung im Evangelium den Anfang zu einem anderen, reineren Leben.

So hat Fritz Binde oft im Zelt Sonderversammlungen für Männer, Frauen oder Kinder gehalten. Er wußte allen die Botschaft in der rechten Weise zu sagen.

Jakob Vetter hatte die Zeltarbeit in England kennengelernt und manche Arbeitsmethoden von dort mit übernommen. Dazu gehörten auch die Nachversammlungen, in denen die vom Wort Gottes angefaßten Seelen zur völligen Übergabe an Christus aufgefordert wurden. Es konnte dabei nicht ausbleiben, daß durch ein zu starkes Drängen Menschen zu einem Bekenntnis ihrer Bekehrung kamen, die noch gar nicht reif für diesen Schritt waren. Sie fielen dann später wieder ab, so wie Paulus es von seinem Mitarbeiter Demas sagen mußte: „Demas hat mich verlassen und die Welt lieb gewonnen.“ Die Zahlen der Bekehrten wurden im „Zeltgruß“ bekanntgegeben. Hier war es Fritz Binde, der diese Methode in seiner Zeltarbeit bald, wenn auch nicht einstellte, so doch sehr einschränkte. Er war kein Freund von dem Zählen der Bekehrten oder von erpreßten Sündenbekenntnissen. So traten zwischen ihm und Jakob Vetter ab und zu Meinungsverschiedenheiten auf. Wie diese aber immer bald und auf rechte Weise behoben wurden, geht aus einer Notiz in Bindes Tage-

buch hervor: „An Vetter wollte ich einen langen Brief schreiben, der einmal alle seine Verkehrtheiten beleuchten sollte. Aber als ich sechzehn Seiten geschrieben hatte, tat mir Vetter so leid, daß ich den Brief nicht abzuschicken vermochte, sondern nur sehr liebe Worte an ihn schrieb. Nun antwortete er mir gestern, meine Liebe habe ihn zu Tränen bewegt. Wie kommt man doch überall weiter mit der Liebe! Ach, Herr, gib uns immer mehr von deiner großen, beseligenden Liebe!“

Ja, es waren schon zwei Originale, diese gesegneten Männer der ersten Zeltarbeit, und Gott hat sich zu ihnen bekannt und hat sie reich gesegnet.

Eine besondere Freundschaft verband Binde mit dem dritten Mann der Zeltmission, mit Ludwig Henrichs. Sie verstanden sich gegenseitig und ergänzten sich wundervoll in ihren Diensten, so daß Binde einmal sagt: „Wir verstanden uns in Wort, Lehre, Gedanken und Idee bis zum Verwundern.“ Henrichs hat seinem Freunde Fritz Binde nach dessen Tod in einem Büchlein „Ein Kranz auf Bindes Grab“ ein schönes Zeugnis über dieses herzliche und freundschaftliche Verhältnis gegeben. Er selbst, der später Missionsinspektor der Rheinischen Mission war, kam im Jahre 1931 in Barmen durch einen Autounfall ums Leben.

Da die Zeltarbeit nur im Sommer geschehen konnte, war Fritz Binde in der übrigen Zeit zu Evangelisationen in Städten und Dörfern unterwegs. Nachdem sein Name bekannt geworden war, konnte er die Rufe, die an ihn ergingen, nicht mehr alle befriedigen. In der Evangelisation lag Bindes besondere Berufung. Er hat es selbst ausgesprochen, daß seine Lebensaufgabe in dieser ernstesten Zeit die Evangelisation in den großen Städten sei. Jahrelang hat er in Nürnberg alljährlich gesprochen, wo dann der große Herkules-Saalbau mit seinen 2200 Sitzplätzen so überfüllt war, daß man nicht einmal mehr einen Stehplatz bekommen konnte. Am Abend des Revolutionstages, am 9. November 1918,

war in Nürnberg der Andrang zu Binde's Evangelisation so gewaltig, daß im großen Saal des Vereinshauses des Christlichen Vereins Junger Männer eine Nebenversammlung abgehalten werden mußte. Diakonisseninspektor Schneider, der am Abend nach diesen Versammlungen mit Binde durch die Straßen Nürnbergs ging, wo sich gewaltige Menschenmassen zusammenballten, rote Fahnen wehten und die neue Zeit ausgerufen wurde, sagte zu ihm: „Lieber Bruder, wenn Gottes Erbarmen nicht in dein Leben eingegriffen hätte, dann wärest auch du heute irgendwo in Deutschland unter denen, die da einreißen. Nun aber stehst du unter den Bauleuten Gottes in vorderster Reihe.“

Im Jahre 1909 verlegte Binde seine Wohnung von Siegen in die ‚Rämismühle‘, die Stätte seiner inneren Gesundung, und im Februar 1911 verließ er auch den so aufreibenden und anstrengenden Zeltdienst. Es war ihm bewußt geworden, daß Gott ihn anderweitig in seinem Reiche gebrauchen wollte. Nun war er nur noch auf Evangelisationsreisen, und dazwischen diente er im Asyl Rämismühle mit Andachten und seelsorgerlichen Sprechstunden.

Welcher Art die Seelsorge dieses gesegneten Mannes war, bezeugen viele Menschen, denen er für ihre verwundeten und verzagten Herzen Arzt und Helfer wurde. Menschen, die von schweren inneren Anfechtungen gequält waren, durften von Fritz Binde das Allheilmittel für alle Seelennot im Evangelium empfangen. Er führte sie von dem Glauben an das eigene Schaffen ihrer Seligkeit ganz in die Gnade hinein. Es hat jemand von ihm gesagt, daß er zehnmal von der Gnade gesprochen habe, wenn er zweimal von der Sünde sprach. Aber — er sprach von der Sünde! Und wenn er müde und verzagte Herzen ganz in die erbarmende Gnade des Heilandes hineinwerfen konnte, so konnte er auch mit heiligem Ernst davon reden, wie die Sünde einen Menschen unglücklich macht, und daß nur eine aufrichtige

Herzensbuße die Voraussetzung für ein wahres Glaubensleben ist.

Stand aber dieser gottbegnadete Seelsorger vor den Menschen im Zelt oder in den großen Sälen der Städte, dann wurde aus ihm der Mann mit dem zweischneidigen Schwert des Gotteswortes, das mit einem heiligen Eifer und mit großer Geistesvollmacht geführt wurde. Sein Freund Ommerborn schreibt: „Fast zwanzig Jahre evangelisierte Fritz Binde in der Öffentlichkeit, vor Riesenversammlungen, vor Gebildeten und anderen, vor Freidenkern, Sozialisten, Anarchisten und Gläubigen. Vor dem kleinen, unscheinbaren, durchaus nicht mit sogenannten großen rhetorischen Mitteln ausgestatteten Manne hat mancher bedeutende, ja mancher große Kanzelredner gesessen, zuerst enttäuscht, dann interessiert und schließlich überwältigt. Mancher Berufstheologe hat hier erst erfahren, daß er nicht zum Kreuz Christi bekehrt war. Das kam daher: der Evangelist wurde erst groß unter der Gewalt des Heiligen Geistes, der ihn im rechten Augenblick mit dem rechten Genius ausstattete.“

Wie Fritz Binde den Menschen die heiligen Wahrheiten der Schrift, den Ernst der Gnadenzeit und die Heiligkeit Gottes klarzumachen wußte, sei zum Schluß dieses Kapitels an einer besonders packenden Stelle eines Vortrages von ihm aufgezeigt. Es handelt sich um eine Ansprache über den ernstesten Text Johannes 8, 21 unter dem Thema: „Zu spätes Suchen — vergebliches Suchen“:

Denke dir, es schuldet jemand seinem Gläubiger zehntausend Mark. Eines Tages tritt der Gläubiger ins Haus des Schuldners, präsentiert ihm den quittierten Schuldschein und sagt: „Ich bin gekommen, Ihnen Ihre Schuld von zehntausend Mark zu erlassen. Hier ist die Quittung! Sie sind mir nichts mehr schuldig. Aber noch mehr! Ich ernenne Sie zu meinem Sohn und Erben, und schon jetzt sollen Sie jeden Tag eine hinreichende Summe für Ihren Lebensunterhalt ausgezahlt bekommen, damit Sie nie Mangel leiden. Hier ist alles schrift-

lich. Bitte, prüfen Sie und sagen Sie „Ja!“ — Wie, wäre das nicht ein prächtiges Angebot? — Und nun denke dir: der Schuldner hört das alles an, steckt die Hände in die Taschen und sagt: „Das kann ich so ohne weiteres nicht glauben. Da muß ich erst mal die Dokumente prüfen, ob die Geschichte auch echt ist. Und zudem frage ich mich, ob ich Ihnen überhaupt zehntausend Mark schuldig bin. Ich kann mich gar nicht mehr entsinnen! Der Schuldschein ist so alt! Jedenfalls muß ich erst mal über die Berechtigung Ihrer Forderung Nachforschungen anstellen. Das braucht Zeit. Außerdem kommt es mir aber auch über die Maßen beleidigend vor, daß Sie mir die etwaige Schuld in dieser Weise erlassen wollen. Bin ich denn ein Lump? Habe ich denn schon meinen Bankrott angemeldet? Sie greifen mir ja an die Ehre! Ich verbitte mir dergleichen! Bin ich Ihnen wirklich etwas schuldig, so werde ich es Ihnen auch selber bezahlen! Ich will nicht von Ihrer Gnade leben! Ich will nichts geschenkt haben, hören Sie! Ich werde also die Sache prüfen, und — kommen Sie mal in vier Wochen wieder! Vielleicht treffen Sie mich dann zu Hause.“ — Wie würde man ein solches Gebaren nennen, wie? Ich hätte dafür nur ein Wort: „*Unverschämtheit!*“ Nicht wahr, das ist auch dein Urteil? Und doch weißt du jetzt, Millionen Menschen handeln in gleicher Weise ihrem Gott gegenüber. Er bietet ihnen an: Vergebung ihrer Schuld in Christus Jesus, Versöhnung mit ihm, Leben und volles Genüge und das Erbe der ewigen Herrlichkeit. Und sie stecken die Hände in die Taschen, kritisieren und rätornieren: „Die Botschaft hör’ ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“, spielen den Schuldlosen, den Kapitalkräftigen, den Entrüsteten, den Unabhängigen, den Stolzen und Starken und sagen: „Komm mal in vier Wochen wieder! Ich will mir die Geschichte mal überlegen. Vielleicht triffst du mich dann zu Hause.“ — Ist das nicht Unverschämtheit? Glaubst du, Gottes Gnade und Erbarmen ungestraft so ins Angesicht schlagen zu können? Gott ist nicht nur Güte, Gott ist ebensoviel Gerechtigkeit, Heiligkeit und Majestät. Was wird er antworten? Nun, vielleicht nichts. Er läßt dich nur stehen oder gehen. Etwa wie Jesus den reichen Jüngling gehen ließ und nicht zurückrief. Oder Jesus rechnet bestimmt und unmißverständlich mit dir ab wie mit jenen Pharisäern. Du sprichst: „Ich will nicht, daß dieser über mich herrsche! Hinweg mit diesem!“ Und er antwortet nun schmerzenvoll, hoheitsvoll: „Ich gehe hinweg . . .“

Erdenheimat - Himmelsheimat

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern
die zukünftige suchen wir. Hebr. 13, 14

Über vier Jahre hat Fritz Binde im Asyl Rämismühle gewohnt und seinen doppelten Dienst als Hausseelsorger und Evangelist getan. Im Mai 1914 erfüllte sich ein Herzenswunsch, den er lange mit sich getragen: der Erwerb eines eigenen Hauses in Riehen bei Basel. So gab es einen herzbewegenden Abschied von Rämismühle. Treue Freunde geleiteten die scheidende Familie Binde zum Bahnhof, wo man das Lied anstimmte: „So nimm denn meine Hände.“ Im Blick auf die Zeit im stillen Asyl und den Dienst dort sagt der gesegnete Gotteszeuge: „Wo hätte ich jemals gedacht, als ich vor vier Jahren die Segel streichen und als körperlich gebrochener, herzleidender Mann von zweiundvierzig Jahren zum zweiten Male im Asyl Zuflucht suchen mußte, daß ich nach vier Jahren ganz neu gekräftigt und gestärkt, innerlich gereift, gelöst von den Banden der alten Natur, die nur durch Leiden abgelegt werden konnten, wieder als freier Evangelist ausziehen dürfte!“ Und am Tage des Einzugs ins neue Heim schrieb er in sein Gedenkbuch:

„Ich will euch mehr Gutes tun denn je zuvor.“

Ein neues, frohes Schaffen begann. Den Sommer über konnte er viel daheim am Schreibtisch sitzen und schriftstellerisch tätig sein. Zwölf Erzählungen unter dem Titel „Die Letzten“ wurden gesammelt, später kam noch anderes hinzu. Auch seine Vorträge wurden schriftlich niedergelegt. Sie erschienen später unter dem Titel: „Feuer auf Erden“ und „Harte Reden“. Fritz Binde war kein Vielschreiber, er arbeitete nie mit Phrasen, auch nicht mit frommen Phrasen. Ein scharfer Denker war er immer gewesen; wenn es sich um eigene Arbeiten handelte, kritisch bis zum äußersten. Die Bibel war ihm heiligste Autorität, sein ganzes Schaffen war durch-

drungen von einem klaren und tiefen Verständnis der Heiligen Schrift. Er machte keine überflüssigen Worte, aber er verstand es, aus einem Thema soviel wie nur möglich herauszuholen. Es hieß von ihm, daß er auf einem Kalenderblatt mehr sagen könne als ein anderer in einem ganzen Buch. Logisch und klar entwickelte er den Stoff, so daß Hörer wie Leser leicht folgen konnten.

Für den Winter 1914 lagen viele Einladungen vor, darunter solche aus London, Paris und Brüssel. Schon einmal hatte Binde früher die Grenze überschritten und in Riga gesprochen. So freute er sich besonders auf diesen Dienst im Ausland. Da brach der erste Weltkrieg aus und machte alle diese schönen Pläne zunichte. Nun beschränkte sich sein Dienst ganz auf Deutschland und die Schweiz. Nach dem Kriege war es infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse zunächst nicht möglich, in Deutschland zu evangelisieren. Das war ihm ein tiefer Schmerz. Die Hoffnung auf große und gesegnete Dienste im eigenen Vaterland hat ihn stets begleitet; es sollte aber nicht mehr dazu kommen.

In der Schweiz hatte Binde nicht so große Versammlungen wie in Deutschland. In Basel konnte er zwar im Münster und in der Matthäuskirche noch vor vielen Menschen sprechen; im Lande selbst waren es größere und kleinere Landgemeinden, die ihn zu Evangelisationswochen riefen. Er hat aber bekannt, daß diese hundert Menschen ihm mehr Mühe machten als die dreitausend Zuhörer in Nürnberg oder Dresden. Doch faßte er diese Arbeit auf als eine heilige Erziehung, die Gott an seiner Seele tun müsse. Er sagt:

„Wie sehr darf ich gerade aus dieser schwierigen Arbeit lernen! Da sie demütigt, schenkt sie tiefere Selbsterkenntnis. Wie hatte ich mich doch daran gewöhnt, überfüllte Räume und zujubelnde Herzen zu finden! Herr, du wolltest mich prüfen, ob ich auch vor leeren Bänken und verschlossenen Herzen dir freudig und ge-

duldig diene. Verzeih, wo ich beides nicht jede Stunde tat!“

Manchem Arbeiter im Weinberg des Herrn, der an großzügige Arbeiten und große Zahlen gewöhnt ist, würde eine solche Erziehungs- und Demütigungszeit zum Segen sein.

In seinem ganzen Dienst aber wuchs Binde mehr und mehr in ein Leben der Heiligung hinein. Man konnte an ihm sehen, wie er durch das Werk des Heiligen Geistes an seiner Seele sich entwickelte zu einem „vollkommenen Mannesalter in Christo“. Während er vor den Menschen als der große Redner und gesegnete Evangelist galt und die Zahl seiner Verehrer größer wurde, verinnerlichte sich sein ganzes Leben, so daß er einmal von sich sagen konnte: „Herr, ich danke dir, daß ich zu den berufenen Einsamen gehöre, die nach innen leben müssen. Laß mich auf diesem Wege meine Berufung und Erwählung festmachen!“ Stark beeinflusst wurde er von Tersteegen, mit dem er sich viel beschäftigte, und von dem er sagte: „Niemand schreibt meinem Innern so entsprechend und zuträglich wie Tersteegen. Ihm fühle ich mich am verwandtesten.“ Aus dieser Lebenshaltung heraus ist es zu verstehen, daß Fritz Binde als Seelsorger von sehr vielen Menschen beansprucht wurde. Und immer gingen sie gesegnet und neu gestärkt ins Leben zurück. Im Jahre 1919 waren während eines Dienstes in Zürich seine Sprechstunden so überfüllt, daß er oft fünf Stunden am Tag zu tun hatte und die letzten Besucher ihn erst gegen Mitternacht verließen.

Aus seinem stillen Heim in Riehen gingen viele seelsorgerliche Briefe an hilfeschende und heilsverlangende Menschen hinaus. Er nahm diese Aufgabe sehr ernst und hatte einen besonderen Blick für innere Nöte. Schwärmern und seelisch veranlagten Menschen gegenüber war er dabei sehr kurz angebunden. Einer Frau, die einen besonderen „Trostbrief“ von ihm verlangte,

schrieb er, sie habe den herrlichsten Trostbrief in der Bibel; die solle sie lesen. Andererseits aber brachte er es fertig, einem wirklich suchenden und heilsverlangenden Menschen einen zwanzig Seiten langen Brief mit der Hand zu schreiben. So ernst nahm er seinen Beruf als Seelsorger. Sein ganzer segensreicher Einfluß auf die Menschen aber kam aus einer steten und innigen Glaubensverbindung mit seinem Herrn Jesus Christus.

Bundes Heim in Riehen aber war nicht nur eine Stätte geistigen und geistlichen Schaffens, sondern auch des innigsten und glücklichsten Familienlebens. Frau Anne stand ihrem Mann treu zur Seite und umgab sein Leben mit einer tiefen und innigen Liebe. War er in der Ferne, so schrieb sie ihm alles, was sich daheim ereignete; vor allem aber ließ sie ihn ihre starke und fürbittende Liebe spüren, so daß er einmal sagte: „Die Briefe vom Herrn im Wort und die meiner lieben Frau sind meine Trostlektüre.“

Die Ehe war mit sechs Kindern gesegnet. Die beiden ältesten, vor der Bekehrung geboren, nannte er wohl gern die „Früchte der vorchristlichen Zeit“. Bei dem vielen Fernsein des Vaters war es für Frau Anne gewiß nicht leicht, die Last der Erziehung zu tragen. Und wie hat sie diese Aufgabe so tapfer und selbstlos erfüllt! Kam aber der Vater nach längerer Abwesenheit zurück, dann gab es jedesmal ein besonderes Fest. In seiner lebhaften Art wußte er dann alle Erlebnisse den Seinen so eindrucksvoll zu schildern, daß sie alles noch einmal miterlebten. Das war ein Erbe des Vaters, der auch mit seinem Erzählen die Bauern in der Thüringer Heimat begeistern konnte. Wie es da manchmal froh und lustig zugehen konnte, schildert Ommerborn, der Freund des Hauses:

„Eine erste Morgenandacht nach des Hausherrn Heimkehr von langer Reise. Der Evangelist sitzt recht gemütlich am Frühstückstisch; alles Seine hängt ihm irgendwo und irgendwie am Leibe. Der Jüngste hoch

oben auf den Schultern reitend. Der Vater liest in diesem Zusammenhang die Andacht und betet. Er betet mit gen Himmel erhobenen Augen für alle und für alles, für Weib und Kind und Haus und Tier und Strauch. Für alles, was der wohlwollende Meister droben ihm beschert. Er betet für eine schier unabsehbare Reihe von Mitmenschen, betet lange, eindringlich, als wolle er dem ewigen Erfüller aller Glaubensanliegen jeden einzelnen besonders ans Herz legen. Und nach dem endlich gekommenen Amen springt der Gottesmann auf und rennt mit dem kleinen Reiter durch die Stube und ruft in heiliger, jauchzender Dankbarkeit: „O du grundgütiger Meister du, wie bist du so gut, du mein Herr und Vater in den Himmeln, und nun komm, Junge, du hast mich nun mit dem linken Bein genug gepufft, puffe nun mal mit dem rechten!“

Großmutter Binde hat dieses frohe Familienleben im eigenen Heim noch fast zwei Jahre miterleben dürfen. Zur silbernen Hochzeit ihres Sohnes Fritz mit Frau Anne dichtete sie, die nunmehr Siebenundsiebzigjährige, ein Gedicht, das mit den Worten schließt:

Der Herr mög' dich behüten auf allen Wegen,
ihm zur Ehre und der Menschheit zum Segen!
Er hat dir gegeben ein treues Weib,
die mit dir träget Freud und Leid.
Er hat euch geschenkt die Kinderschar,
die wird er segnen immerdar.
Er wird sie erziehen nach seinem Sinn
zum Himmel hin.

„Zum Himmel hin!“ Schon am 2. Januar 1916, etwa drei Wochen später, erfüllte sich an ihr, was sie da ausgesprochen. Sie ging im Frieden heim. Fritz Binde schrieb in sein Tagebuch über diesen Heimgang seiner Mutter, wie sehr ihn doch ihr Sterben bewegte, und wie er sich anklagen müsse, daß er sie nicht genug geliebt habe. „Vater, hab Dank, daß das Blut Christi

auch alle Sünde gegen meine gute Mutter getilgt hat! Und wir Überlebenden wollen einander näherrücken in Liebe und Lindigkeit Christi, ehe wir voneinander gehen müssen.“

Ja, und dieses „Voneinandergehen“ kam schon bald, menschlich gesehen zu früh für diesen gottbegnadeten und gesegneten Mann. Schon mit vierundfünfzig Jahren wurde er von seinem Herrn abgerufen in die Ewigkeit.

Jahrelang hatte Binde unter der bekannten „Rednerkrankheit“, unter nervösen Herzbeschwerden, zu leiden. Wie oft hat er später bekannt, daß körperliche Schwäche ihn in seinem Dienst heimgesucht habe! Aber immer wieder durfte er Gottes wunderbare Durchhilfe erfahren. So schrieb er einmal: „Am Sonntagabend blieb die Schwäche, bis ich aufstand zu reden, und weg war sie. Nachher bin ich wie neugeboren, voll Frische und Kraft. Wie lange mich der Herr auf diese Weise erziehen will, ist seine Sache. Ich will nur immer mehr gehorchen lernen. Auch Paulus wurde ja von Satans Engel mit Fäusten geschlagen, obgleich er doch gewiß nicht in Sünden lebte . . . Ich bin aber so froh, daß ich die Natur meines Leidens immer deutlicher erkenne, nämlich als meinen Pfahl im Fleisch zu meiner Demütigung, aber nicht zum Tode, sondern nur zur Reinigung und Bewahrung.“

Diese Herzbeschwerden, verbunden mit Schlaflosigkeit und Schwindelgefühlen als Folgen geistiger Überanstrengung, zwangen Binde immer einmal wieder zum Ausspannen. Dann gab Gott wieder neue Gnade zum Schaffen, zum Schreiben, zum Reisen und zum Reden. Im Jahre 1919 hatte er sich infolge eines Treppensturzes eine Knieverletzung zugezogen, die erst nach sechs Wochen verheilte. Oft wurde er von Zahnschmerzen gequält. Nach Gedanken an Sterben und Tod aber brach immer wieder eine fröhliche Zuversicht durch, daß Gott keinen Fehler mache. Im Jahre 1920 schrieb

er an Frau Anne: „Die Güte und Treue des Herrn möge uns miteinander ergrauen lassen zu seiner Ehre, und um den Abend möge es licht werden!“ Trotz allem aber war er bereit, sich ganz dahinein zu schicken, wie es sein treuer Herr mit ihm vorhabe. Eine leise Himmelssehnsucht klingt immer wieder mit: „Die Jahre steigen, bald wird sich's zeigen, was du an mir getan: Es gehet himmelan!“

Im Sommer 1921 konnte Binde sich im Schwarzwald und in der Schweiz recht erholen. In der Stille seiner Ferien schrieb er für einen zweiten Band seiner Bibelstunden die fünf ersten nieder. Es sollte seine letzte literarische Arbeit sein. Neben den unter dem Titel: „Nicht aber ich lebe“ bereits im Druck erschienenen zwölf Bibelstunden erschienen diese fünf letzten dann unter dem Titel: „Christus in uns.“ Das Büchlein sollte ein Wegweiser zu einem gesegneten Leben in Christus sein. Ewigkeitsglanz leuchtet schon hier und dort auf, geboren aus menschlichem und körperlichem Leiden: „Je herber deine Einsamkeit unter Menschen wird, desto süßer wird dir die Leidensgemeinschaft mit deinem himmlischen Herrn.“

Die Herbst- und Winterarbeit 1921 sollte beginnen. Und eine große Freude winkte: die ersten größeren Arbeiten wieder in Deutschland. Große Städte im Rheinland, wie Köln und Düsseldorf, hatten gerufen, und die Sehnsucht, wieder einmal in der alten Heimat für seinen treuen Herrn wirken zu können, war mächtig im Herzen des treuen Gottesmannes. Da kam neue Krankheitsnot. Ein schmerzhaftes Geschwür an der Lippe und sehr starke Kopfschmerzen verhinderten die Reise. Der Arzt öffnete das Geschwür, damit der Körper das Gift ausscheide. Das geschah nicht. Eine gründliche Untersuchung ergab, daß Fritz Binde zuckerkrank war. Das Leiden mußte schon länger im Körper sein; denn Binde litt oft unter einer chronischen Müdigkeit. Nun hatte das Blut nicht mehr die Kraft zur Reinigung,

das Gift drang in die Blutbahn ein und führte den Tod herbei.

Als die treue Lebensgefährtin dem Schwerkranken den Befund des Arztes mitteilte, schaute er sie verwundert an. Er hatte noch nicht mit dem Sterben gerechnet. Nun, nachdem er die Wahrheit über seinen Zustand wußte, breitete sich der Friede einer innigen Ergebenheit in den Willen seines Herrn über ihn. Und dieser Friede blieb, wenn auch die körperlichen Leiden in den letzten Tagen zunahmen. Es wurde alles getan, seine großen Schmerzen zu lindern. Am 9. September setzte der Kräfteverfall ein. Da nahm Fritz Binde Abschied von diesem Leben, von jedem einzelnen seiner liebsten Menschen. Er bat, daß man ihm ein Lied singen möchte, und Frau Änne stimmte sein Lebenslied an:

Jesus, Heiland meiner Seele,
laß an deine Brust mich fliehn!

„Laut und kräftig singen!“ bat der Sterbende, indem er selbst noch mit lallender Stimme einstimmte. Und er wünschte, daß alle mit ihm in ein Halleluja zum Preis des Lammes einstimmen sollten. Mit letzter Kraft umarmte er seine Frau, seine Kinder Karl, Lissy, Hilde, Frieda, Sophie und Fritz. Pfarrer Schultze vom Diakonissenhaus in Riechen, der Schwiegervater der Tochter Lissy, legte den Sterbenden und das ganze Haus im Gebet in Gottes Hände, und Frau Änne befahl die Seele des geliebten Mannes dem Herrn zu einem seligen Heimgang. Mit letzter Kraft sagte der gesegnete Gotteszeuge: „Wir können nichts; wir sind nichts; Jesus kann alles, alles!“

Als der älteste Sohn seinen Kopf etwas höher bettete, weil er darum gebeten hatte, da rief er: „Hoch, Karl, hoch, zur Ehre Jehovas, zur Ehre Jesu!“ Und dann lag er still, mit geschlossenen Augen, bis am 10. September morgens um sieben Uhr das Leben des müden, seligen

Gotteskämpfers ausklang in den Frieden der Ewigkeit.
Herrlich hatte es sich an ihm erfüllt:

Du kannst durch des Todes Türen
träumend führen
und machst uns auf einmal frei.

Am 13. September 1921 wurde Fritz Binde in die Erde des Gottesackers in Riechen gebettet, auf dem auch die Gräber seines Mitstreiters Jakob Vetter, des Inspektors Rappard von St. Chrischona und der Mutter Binde auf den großen Auferstehungsmorgen warten, warten auf die herrliche Vollendung der Gemeinde des Lammes:

„Selig ist der und heilig, der teilhat an der
ersten Auferstehung . . .
sie werden Priester Gottes und Christi sein!“

Benutzte Literatur

1. E. Schultze-Binde: Fritz Binde. Ein Bild seines Werdens und Wirkens. 2. Auflage. Verlag P. Ott, Gotha, 1929. (Vergr.)
2. J. C. J. Ommerborn: Mein Freund und Weggenosse Fritz Binde. 3. Auflage, Verlag Montanus, W.-Barmen, 1922. (Vergr.)
3. F. Binde: Vom Anarchisten zum Christen. Spener-Verlag, Gießen-Basel, Neuauflage 1953.
4. F. Binde's Evangelisationsvorträge. Verlag Koezle, Chemnitz. (Vergr.)

Von dem Verfasser dieses Lebensbildes erschien außerdem in unserem Verlag:

Ein Wüstenerlebnis

16 Seiten, geheftet DM —,40

Die Geschichte des Kämmerers aus dem Mohrenland wird in einfacher, aber schöner Sprache erzählt und für den modernen Menschen der Gegenwart ausgedeutet. Ein packendes und zeitnahes biblisches Wahrheitszeugnis, das Suchenden auf dem Weg zum Ziel helfen kann.

Das Bleibende im Vergehen

16 Seiten, geheftet DM —,40

Glaube, Liebe, Hoffnung (1. Kor. 13, 13) bleiben in allem Wandel der Zeiten und zuletzt im Vergehen von Himmel und Erde das Beständige und Unvergängliche. Die Menschenseele schreitet nach Ewigkeit, nach Dingen, die nicht dem Vergehen unterworfen sind. Diese drei Stücke bringen in lebendige Gemeinschaft mit dem ewigen Felsen — Jesus Christus —, der unbeweglich steht, wenn alles hier im Staube wie Staub und Rauch verweht.

Zwei sehr empfehlenswerte Hefte für Schriftenmission.

Über die gesegnete Erweckungszeit in Möttlingen und Bad Boll gibt einen eindrucklichen Überblick

Hans Friedrich Lavater

Bad Boll durch 350 Jahre (1595-1945) und beide Blumhardt (1805-1919)

160 Seiten, kartoniert DM 3,50, Halbleinen DM 4,40
Ganzleinen DM 5,25

Hans Friedrich Lavater bietet hier etwas Originales und Besonderes. Nach einer kurzen Schilderung der Gründung und Geschichte des „Wunderbades“ erzählt er von Blumhardt Vater und Sohn, ihrem Leben und ihrer Gemeinde Möttlingen mit ihren Früchten und Konflikten, der außerordentlichen Bevollmächtigung zum Priesteramt an Ungezählten, der Loslösung aus Möttlingen und Übersiedlung nach Bad Boll, der dortigen segensreichen Arbeit, der Nachfolge des Sohnes und seiner weitreichenden Tätigkeit, seiner Begegnung mit dem Sozialismus und seinem Unverstandenbleiben . . . Eine sorgfältig und feinsinnig zusammengestellte Konkordanz von Gedanken und Aussprüchen führt in Geist, Wesen und Botschaft dieser Gotteszeugen ein. (Pfarrer P. Colditz, Bad Boll)

In der Sprache des 20. Jahrhunderts
erschien im Brunnen-Verlag Gießen:

LUDWIG ALBRECHT

DAS NEUE TESTAMENT

in die Sprache der Gegenwart übersetzt und kurz erläutert

7. Auflage (45.-64. Tausend). 728 Seiten, Bibeldünndruckpapier.

Ganzleinen 7,50 DM

Ganzleder, Rotschnitt, in Futteral 12,50 DM

Ganzleder, Goldschnitt, in Futteral 14,50 DM

*

Einige Proben aus der Fülle der eingegangenen Besprechungen:

Die Albrechtsche Übersetzung darf mit Fug und Recht als ein gutgelungenes Werk angesprochen werden, das in flüssiger Sprache unter Vermeidung von Fremdwörtern und in Ehrfurcht vor dem Urtext dem Menschen der Gegenwart das Wort Gottes dolmetscht. Luther wäre der letzte, der daran nicht seine Freude hätte. (Evang. Kirchenblatt)

Es hat mich wirklich von Herzen gefreut, dieses Buch in die Hand zu bekommen. Wenn man darin liest, so spürt man wieder von neuem, wie es hier gelungen ist, die alte Botschaft in ihrem Gewicht zu erhalten und doch die Verbindung zu unseren Tagen zu schlagen. (Bischof D. Dr. Dibelius)

Es fällt uns Katholiken nicht schwer, ein dankbares Ja zu dieser Ausgabe des Neuen Testaments zu sagen; der Vorzüge sind zu viele, als daß wir uns darüber nicht mitfreuen sollten. Grundsatz für die Übersetzung war: dem heutigen Leser in seiner Sprache möglichst genau das zu sagen, was der Grundtext vorzeiten in einer ganz andersgearteten Sprache seinen Lesern sagte. Ohne Zweifel ist dies in der vorliegenden Ausgabe weithin gelungen. Die Übersetzung ist exakt und getreu, dabei aber wehevoll und voller Wohlklang und leicht zu verstehen. Mag man gegen diese und jene Einzelfassung Bedenken haben, aufs Ganze gesehen ist Albrechts Arbeit auch in ihrer Neuauflage ein Gewinn für die gesamte Gemeinde des Herrn. (Benediktinische Monatsschrift)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamten.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.

Band

- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn, Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb, Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: Anna von Borries, Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths, Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: Traugott Hahn, Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: Johannes Wesley, Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: Georg Müller, Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: Alexander Vömel, Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: Thomas John Barnardo, Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: Johann Georg Hamann, Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer-Lindner: Joseph Simsa, Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: Jakob Vetter, Der Gründer der Zeitmission.

Band

- 76 J. Roessle: Johann Heinrich Volkening u. die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: Ludwig Nommensen, Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub, Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: Philipp Jakob Spener, Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: Pandita Ramabal, Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: Nicolaus Ludwig Zinzendorf, Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: Johannes Seltz, Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: Amalle Sieveking, Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: Johann Arndt, Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt-König: Eduard Graf von Pückler, Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: Fritz Binde, Ein Evangelist von Gottes Gnaden.

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernstesten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden ist.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickeerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“